This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 7368.56

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

CLASS OF 1828

2094

367

Nationalökonomische Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen

von

Theophil Pisling.

Mit einem Vorworte

von

Dr. Peter Mischler,

k. k. ordentlichem Professor der Nationalökonomie an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät an der k. k. Universität zu Prag.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

1856.

Nationalökonomische

Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen.

von

Theophil Pisling.

—

Mit einem Vorworte

von

Dr. Peter Mischler,

k. k. ordentlichem Professor der Nationalökonomie und ihrer Hilfswissenschaften an der k. k. Universität zu Prag.

Prag.

Carl Bellmann's Verlag.

—

1856.

Slav 7368.56

Harvard College Library
July 12, 1920
Ma[illegible] Fund

Druck und Papier von Carl Bellmann.

Inhalt.

	Seite.
Vorwort von Professor Dr. Mischler	V
Vorrede des Verfassers	IX
Erster Brief.	
Das Land und die Leute	1
Zweiter Brief.	
Die Noth	14
Dritter Brief.	
Weber und Glaser	24
Vierter Brief.	
Die Fabriken und die Fabriksarbeiter	33
Fünfter Brief.	
Frauen und Kinder in Fabriken	38
Sechster Brief.	
Arbeiterwohnungen	44
Siebenter Brief.	
Die Kost in den Fabriken	49
Achter Brief.	
Die Armen und die Armenpflege	54
Neunter Brief.	
Das Proletariat auf dem Lande	59
Zehnter Brief.	
Die großen und die kleinen Leute	63
Elfter Brief.	
Die Hand und die Maschine	68
Zwölfter Brief.	
Die Zünfte auf dem Lande	75
Dreizehnter Brief.	
Der Handel	79

Slav 7368.56

Harvard College Library
July 12, 1920
Ma[illegible] Fund

Druck und Papier von Carl Bellmann.

Inhalt.

	Seite.
Vorwort von Professor Dr. Mischler	V
Vorrede des Verfassers	IX
Erster Brief.	
Das Land und die Leute	1
Zweiter Brief.	
Die Noth	14
Dritter Brief.	
Weber und Glaser	24
Vierter Brief.	
Die Fabriken und die Fabriksarbeiter	33
Fünfter Brief.	
Frauen und Kinder in Fabriken	38
Sechster Brief.	
Arbeiterwohnungen	44
Siebenter Brief.	
Die Kost in den Fabriken	49
Achter Brief.	
Die Armen und die Armenpflege	54
Neunter Brief.	
Das Proletariat auf dem Lande	59
Zehnter Brief.	
Die großen und die kleinen Leute	63
Elfter Brief.	
Die Hand und die Maschine	68
Zwölfter Brief.	
Die Zünfte auf dem Lande	75
Dreizehnter Brief.	
Der Handel	79

Vierzehnter Brief.

Seite.

Die Straßen 84

Fünfzehnter Brief.

Zur Geschichte der nordböhmischen Leinenindustrie . . 88

Sechszehnter Brief.

dto. (Fortsetzung.) 101

Siebenzehnter Brief.

„ (Fortsetzung.) 112

Achtzehnter Brief.

„ (Schluß.) 120

Neunzehnter Brief.

Die Landwirthschaft und der Ackerbauschule zu Liebwerd 126

Zwanzigster Brief.

Die Schule 132

Einundzwanzigster Brief.

Das nationale Element 137

Zweiundzwanzigster Brief.

Die Sprachengrenze 141

Dreiundzwanzigster Brief.

Schlußwort 145

Vorwort.

Vielseitig und hochentwickelt ist der seit alter Zeit im Norden Böhmens blühende Kunstfleiß. Bieder, fleißig, genügsam und kunstgeübt ist die hier zusammengedrängte Bevölkerung. Bietet der Harz, Schwarzwald und das Juragebirge nur ein oder nur wenige besonders entwickelte Gewerbe, in welchen sich eine betriebsame Bevölkerung den Unterhalt verschafft, den die karge Ausstattung des Bodens nicht gewährt, so ist das Gemälde des nordböhmischen Erwerbfleißes überaus reich an mannigfaltigen selbstständigen Zweigen. Von dem handwerksmäßig betriebenen Geschäftsgange bis zum vollendetsten Fabriksbetrieb, der an Großartigkeit nur in Lancashire seines Gleichen hat, finden sich hier in dem Bogen von der Elbe bei Tetschen bis zum Ursprung dieses Flusses im Riesengebirge längs der Sprach- und Landesgrenze zahlreiche Unternehmungen zur Verarbeitung des Flachses, der Wolle und Baumwolle, des Thons, zur Herstellung von Farbwaaren und zur Erzeugung jener Wunder der Glasindustrie, welche dem böhmischen

Glaſe ſeinen Weltruf ſichern. Eine Bevölkerung, überaus dicht und zahlreich — wie ſie ſich nur noch einmal auf der Erde, in Lancaſhire — vorfindet, ſtützt hierauf ihren Fleiß, ihre Betriebſamkeit und ihr Auskommen. Roh- und Hilfsſtoffe, Eiſen- und Brennſtoffe, ſowie die Lebensmittel werden aus weiter Ferne bezogen. Noch verbindet kein Schienenweg dieſe wunderbar entwickelte Gewerbsgegend mit den Mittelpunkten des oſt- und weſteuropäiſchen Handels, und doch glänzen die Erzeugniſſe dieſes Landestheils auf den Hauptmärkten Oeſterreichs, verſorgen die wichtigſten Handelsplätze des Orientes, erobern ſich den Fluß nach Hamburg und von dort nach Nord- und Südamerika und haben ſich ſelbſt auf den Südſeeinſeln ausgebreitet. Merkwürdig iſt die geographiſche Verbreitung dieſes gliederreichen Gewerbefleißes; merkwürdig ſind die geſchichtlichen Einflüſſe, welche ſeine Entwicklung beherrſchten. Bedeutungsvoll ſchon in der Gegenwart für das mitteleuropäiſche Handelsgebiet, ruhen hier auch die Grundlagen verheißungsvoller Entwicklung. Die Arbeits- und Kunſtkräfte ſind fähig und berufen zu mächtigen Fortſchritten; das Bedürfniß nach techniſchen Schulen ruft dieſe Pflanzſtätten höherer Einſicht, größerer Geſchäftstüchtigkeit und kühneren Unternehmungsgeiſtes mehr und mehr hervor; Regierung und Geſellſchaften beeilten und beeilen ſich, den Geldumſatz zu fördern; die Herſtellung ausreichender Schienenſtraßen iſt ſeit Jahren eine Lebensfrage in dieſer Gegend, deren glückliche und baldige Löſung bei der vereinten Bemühung ſo vieler guten Bürger und trefflicher Induſtrieller in Ausſicht ſteht. Für den Bezug der Kohle

und des Eisens, der Rohstoffe und Lebensmittel, sowie für den Absatz der Waaren werden hieraus ganz neue Verhältnisse sich ergeben, welche nicht verfehlen, die Erzeugungskosten in den wichtigsten Gewerben zu ermäßigen, die Concurrenzfähigkeit dieser Gegend mit ihren Haupterzeugnissen auf ausländischen Märkten zu erhöhen und zu sichern, einen schwunghaften Betrieb in den vorhandenen und in den neu sich gründenden Unternehmungen zu gestalten, und die Arbeitslöhne für das Wohl der so dichten und zahlreichen Arbeiterbevölkerung günstiger zu gestalten.

Diese Gegend, so lehrreich für den Nationalökonomen, Ethnographen, Statistiker und Culturhistoriker, bietet also die mannichfaltigsten Seiten der Belehrung für den, der mit kundigem Blicke sie prüfend bereist. Jeder Beitrag, geeignet, die Gegenwart und Vergangenheit des hier blühenden Gewerbfleißes, die Nahrungs- und Erwerbsverhältnisse der Bewohner, die Absatzverhältnisse und die Mittel zur Erhaltung und Fortentwicklung der hier blühenden Kunst und Betriebsamkeit in das rechte Licht zu stellen, ist daher eine dankenswerthe Leistung, aber auch eine Arbeit zur Förderung der Landeskunde. Die vorliegenden Briefe, ihrem Hauptinhalte nach von einem der größten Organe der Oesterr. Presse — der „Donau" — schon theilweise mitgetheilt und vom Publikum beifällig aufgenommen, haben sich das lobenswerthe Ziel gesetzt, Beobachtungen und Erfahrungen, an Ort und Stelle erhoben, die durch freundliche Unterstützung vieler in den Gewerbsverhältnissen dieser Gegend hocherfahrener Männer dem

Verfasser zu machen ermöglicht wurden, im faßlichen Gewande einem größern Leserkreise vorzuführen, und dadurch das Interesse an dieser hochwichtigen Gegend in weiteren Kreisen zu erwecken und einen Beitrag zur Landeskunde zu bieten. In ähnlicher Richtung theilte auch der gelehrte Ethnograph Dr. Peetz jüngst in der „Augsb. Allg. Zeitung" über diese Gegend eine Reihenfolge schätzbarer Briefe mit, deren Fortsetzung und Beendigung im Interesse der Wissenschaft sehr erwünscht wäre.

Möge der freundliche Leser diese Erstlingsleistung des strebsamen und begabten Herrn Verfassers wohlwollend und freundlich aufnehmen. Nur durch fleißige Sammlung und vorurtheilsfreie Darlegung möglichst zahlreicher Thatsachen des wirthschaftlichen Lebens wird der Wissenschaft ein Dienst geleistet und der für die Zukunft fruchtbarste Weg eingeschlagen, die Wissenschaft für das Leben fruchtbar zu machen

Prag, im Juli 1856.

Dr. Mischler,

k. k. ord. Professor der Nationalökonomie und ihrer Hilfswissenschaften an der k. k. Universität zu Prag.

Vorrede.

Die günstige Aufnahme, welche meine in dem von Ernst v. Schwarzer redigirten Journale „die Donau" im Laufe des verflossenen Winters erschienenen „Nationalökonomischen Bilder aus dem nordöstlichen Böhmen" gefunden, veranlaßten mich, dieselben einer neuen Durchsicht zu unterziehen und sie durch eine Reihenfolge neuer Untersuchungen vermehrt, in Buchform einem größern Leserkreise vorzulegen. Sie sind die Frucht einer Reise durch die nordöstlichen Industriebezirke Böhmens, auf welcher ich meinen verehrten Lehrer den bekannten Nationalökonomen Professor Dr. P. Mischler begleitete, dem ich für eine Menge, aus seinem Umgange für die vorliegende Schrift gezogener Anregungen dankbar bin.

Das geographische Gebiet, welchem meine Unternehmungen galten, ist freilich nur beschränkt und erstreckt sich bloß auf die deutsche Industriegegend Böhmens von Tetschen bis an die östliche Landesgrenze, welche ich unter dem Begriffe „nordöstliches Böhmen" ver-

ſtanden wiſſen will; allein wie klein auch dieſes Territorium iſt, ſo wichtig ſind doch die wirthſchaftlichen Verhältniſſe ſeiner Bewohner, Verhältniſſe, die leider bis jetzt im Ganzen und Großen noch keiner auf wiſſenſchaftlichen Prinzipien beruhenden Unterſuchung gewürdigt worden. In unſern Briefen ſind die Verhältniſſe der Geſammtbevölkerung des nordöſtlichen Böhmen, ſowohl die geiſtigen als die materiellen, zum erſten Male einer Unterſuchung unterzogen worden, einer Unterſuchung, als deren Reſultat ein Bild der Zuſtände, nicht bloß ſtatiſche Daten angeſtrebt worden. In dieſer Neuheit der vom nationalökonomiſchen Standpunkte ausgehenden Darlegung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe des nordöſtlichen Böhmen dürfte das geringe Verdienſt dieſer Schrift liegen. Wer ihr den Vorwurf der Unvollſtändigkeit macht, iſt jedenfalls im Recht, denn erſchöpfend konnte ich weder Wohl- noch Nothſtand des Landes und der Leute im böhmiſchen Nordoſten ſchildern, aus dem einfachen Grunde nicht, weil man mir nicht überall mit der erwünſchten Offenheit entgegen kam. Daß der Arzt nur wenig vermöge, wenn der Kranke verheimlicht, iſt eine alte Sache. Gott ſei Dank, daß Einem bei ſolchen Patienten doch der Pulsſchlag für die Diagnoſe zu Statten kömmt und dieſer Pulsſchlag iſt im nordöſtlichen Böhmen die Arbeit, auf welcher einzig und allein die Exiſtenz der Bewohner beruht. Eine Unterſuchung dieſer in den auf unſerm Induſtriegebiete vorkommenden Zweigen mußte daher den Hauptgegenſtand der vorliegenden Schrift bilden. Die Zeit, in welcher das große induſtrielle Schauſpiel, von welchem ich einzelne

Scenen vorführe, spielt, ist die Gegenwart. Auf die Vergangenheit ist nur da, wo ich eine historische Schilderung für nothwendig gehalten, Rücksicht genommen.

Bücher habe ich im Ganzen und Großen nicht benutzt; wo ich dennoch Spezialschriften, deren es nur sehr wenige gibt, anzuführen genöthigt war, sind diese ausdrücklich bezeichnet. Der vortreffliche Bericht der Reichenberger Handelskammer erstattet von Dr. Rob. Groß, so wie die statistischen Tabellen über die materielle Lage der Arbeiter von derselben Kammer herausgegeben, hat mir mannigfache Aufschlüsse verschafft, und es ist nur zu bedauern, daß die Kammer derartige Berichte, da der letzte die Jahreszahl 1853 trägt, nicht erneuert. Für die Kenntniß der böhmischen Industrie wichtig, ist Kreutzberg's klar und gründlich abgefaßte „Uebersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbe- und Fabriksindustrie." Doch bezieht sich der Ausdruck „gegenwärtiger Stand" auf das Jahr 1836, seit welchem auf dem Gebiete der Industrie in Böhmen große reformatorische Umwälzungen vorgegangen, aus welchem Grunde sich die vielen trefflichen Zusammenstellungen Kreutzberg's für unsere von andern Gesichtspunkten ausgehende Schilderung als unbenutzbar erwiesen. Eine andere fleißig gearbeitete Schrift, die unserem Industriebezirke viele Aufmerksamkeit widmet, ist Schmalfuß „die Deutschen in Böhmen" (Prag, Ehrlich 1851), allein den Verfasser haben lediglich nationale Verhältnisse beschäftigt und sein in ethnographischer zum Theil auch historischer Beziehung beachtenswerthes Buch,

ſtanden wiſſen will; allein wie klein auch dieſes Territorium iſt, ſo wichtig ſind doch die wirthſchaftlichen Verhältniſſe ſeiner Bewohner, Verhältniſſe, die leider bis jetzt im Ganzen und Großen noch keiner auf wiſſenſchaftlichen Prinzipien beruhenden Unterſuchung gewürdigt worden. In unſern Briefen ſind die Verhältniſſe der Geſammtbevölkerung des nordöſtlichen Böhmen, ſowohl die geiſtigen als die materiellen, zum erſten Male einer Unterſuchung unterzogen worden, einer Unterſuchung, als deren Reſultat ein Bild der Zuſtände, nicht bloß ſtatiſche Daten angeſtrebt worden. In dieſer Neuheit der vom nationalökonomiſchen Standpunkte ausgehenden Darlegung der wirthſchaftlichen Verhältniſſe des nordöſtlichen Böhmen dürfte das geringe Verdienſt dieſer Schrift liegen. Wer ihr den Vorwurf der Unvollſtändigkeit macht, iſt jedenfalls im Recht, denn erſchöpfend konnte ich weder Wohl- noch Nothſtand des Landes und der Leute im böhmiſchen Nordoſten ſchildern, aus dem einfachen Grunde nicht, weil man mir nicht überall mit der erwünſchten Offenheit entgegen kam. Daß der Arzt nur wenig vermöge, wenn der Kranke verheimlicht, iſt eine alte Sache. Gott ſei Dank, daß Einem bei ſolchen Patienten doch der Pulsſchlag für die Diagnoſe zu Statten kömmt und dieſer Pulsſchlag iſt im nordöſtlichen Böhmen die Arbeit, auf welcher einzig und allein die Exiſtenz der Bewohner beruht. Eine Unterſuchung dieſer in den auf unſerm Induſtriegebiete vorkommenden Zweigen mußte daher den Hauptgegenſtand der vorliegenden Schrift bilden. Die Zeit, in welcher das große induſtrielle Schauſpiel, von welchem ich einzelne

Scenen vorführe, spielt, ist die Gegenwart. Auf die Vergangenheit ist nur da, wo ich eine historische Schilderung für nothwendig gehalten, Rücksicht genommen.

Bücher habe ich im Ganzen und Großen nicht benutzt; wo ich dennoch Spezialschriften, deren es nur sehr wenige gibt, anzuführen genöthigt war, sind diese ausdrücklich bezeichnet. Der vortreffliche Bericht der Reichenberger Handelskammer erstattet von Dr. Rob. Groß, so wie die statistischen Tabellen über die materielle Lage der Arbeiter von derselben Kammer herausgegeben, hat mir mannigfache Aufschlüsse verschafft, und es ist nur zu bedauern, daß die Kammer derartige Berichte, da der letzte die Jahreszahl 1853 trägt, nicht erneuert. Für die Kenntniß der böhmischen Industrie wichtig, ist Kreutzberg's klar und gründlich abgefaßte „Uebersicht des gegenwärtigen Standes und der Leistungen von Böhmens Gewerbe- und Fabriksindustrie." Doch bezieht sich der Ausdruck „gegenwärtiger Stand" auf das Jahr 1836, seit welchem auf dem Gebiete der Industrie in Böhmen große reformatorische Umwälzungen vorgegangen, aus welchem Grunde sich die vielen trefflichen Zusammenstellungen Kreutzberg's für unsere von andern Gesichtspunkten ausgehende Schilderung als unbenutzbar erwiesen. Eine andere fleißig gearbeitete Schrift, die unserem Industriebezirke viele Aufmerksamkeit widmet, ist Schmalfuß „die Deutschen in Böhmen" (Prag, Ehrlich 1851), allein den Verfasser haben lediglich nationale Verhältnisse beschäftigt und sein in ethnographischer zum Theil auch historischer Beziehung beachtenswerthes Buch,

konnte wenig dazu beitragen meine rein volkswirthschaftliche Schilderungen zu bereichern.

Eine interessante und an vielen Mittheilungen reiche Specialschrift, die während der Veröffentlichung meiner Briefe erschien, ist das erste Heft von Franz Klutschak's, des bekannten Publicisten, verdienstvollem Werke „Die böhmischen Adelssitze als Centralpunkte volkswirthschaftlicher Bestrebungen" I. Tetschen (Prag, Haase 1856). Kurz vor Abschluß meiner Briefe brachte die Augsb. Allg. Ztg. eine Reihe ausgezeichneter Briefe „aus einem österreichischen Industrielande" aus der Feder des durch vielfache Arbeiten ethnographischen und volkswirthlichen Inhalts vortheilhaft bekannten Schriftstellers Dr. Peetz, hochinteressante Skizzen, die sich mit den socialen Verhältnissen unseres Industrielandes beschäftigen. Herrn Eduard Strache, Bürgermeister zu Rumburg, einem Manne der Wissenschaft und That, so wie überhaupt Allen, die mich auf der Reise durch interessante Mittheilungen unterstützten, sage ich meinen wärmsten Dank.

Prag, im Juni 1856.

Theophil Pisling.

Nationalökonomische Briefe.

Druckfehler.

Seite	Zeile.	
5	1	von unten lies bewahren statt bewohnen;
32	5	von oben lies rotirend statt rottirend;
35	21	von oben lies wir statt wie;
120	12	von unten lies Praschnitz statt Grusohnitz.

Erſter Brief.

Das Land und die Leute.

Wenn wir bei Tetſchen den Schienenweg, der nach Norden führt, verlaſſen und uns oſtwärts wenden, ſo werden wir alsbald die Eigenthümlichkeiten gewahr werden, durch welche ſich die Gegend als eine, von den ſüdlichern und mehr gegen das Herz des Kronlands gelegenen Strecken, weſentlich verſchiedene kund gibt. Das friſche Grün der Felder verſchwindet immer mehr und mit ihm auch das friſche Roth der Wangen. Es iſt, als ob ſich in den Phyſiognomien der Leute ſchon die ganze Bildung des Landes abſpiegelte. Der Boden wird immer felſiger und ſteiniger, die Charaktere der Bewohner immer feſter und beharrlicher, das Land immer hagerer, die Leute nicht minder. Nur mit genauer Noth giebt das Feld das Allernothwendigſte und mit genauer Noth erwirbt die angeſtrengte Hand des Nordböhmen ſoviel, als er für ſeine wichtigſten Lebensbedürfniſſe braucht. Je höher wir ſteigen, deſto geringer wird der Ertrag des Bodens und je höher wir ſteigen, deſto tiefer ſinkt die Summe der Lebensgenüſſe. Wie eine Schutzmauer ſtehen die Gebirge, die unſer Induſtrieland umgeben, da, und wie von einer Schutzmauer vor der Vernichtung durch Noth und Elend bewahrt, arbeitet der Nordböhme, auf den Himmel vertrauend, rührig fort, mit einer Achtung gebietenden Ausdauer. Je tiefer wir in's Gebirge dringen, deſto urwüchſigere Sitten, deſto biederere Leute treffen wir an, je tiefer wir in's Gebirge dringen und je weiter wir uns von den, fremde Cultur in's Land

bringenden, Schienenwegen entfernen, eine desto primitivere Art der Beschäftigung treffen wir an, und jemehr wir uns ihnen nähern, desto mehr sehen wir das moderne Element um sich greifen. Als den Ausgangspunkt dieses modernen Elementes, unter welchem wir die Vereinfachung der Arbeit und die Vervielfältigung des Gewinnes durch Maschinenwirthschaft verstanden wissen wollen, können wir Tetschen oder Bodenbach bezeichnen.

In einer kurzen Reihe von Jahren sind hier, durch die schöne Lage am Schienenwege begünstigt, eine Menge großer Etablissements entstanden, die sich von der Handarbeit völlig unabhängig machten, und durch ihre, mit den neuesten Erfahrungen gleichen Schritt haltende, Maschinenwirthschaft ein Bild des rührigsten Fabrikswesens vor unsern Augen entrollen. Tetschen und Bodenbach dürften sich mit der Zeit zu der Betriebsamkeit englischer Fabrikplätze emporschwingen.

Die Vielseitigkeit und Manigfaltigkeit der Unternehmungen — wir finden in Tetschen, Chocolade-, Cichorie-, Papier-, Siderolytt-, Orseillefabriken u. a. m. — diese Vielseitigkeit sagen wir, beweist uns, daß es nicht bloß eine locale Begünstigung allein ist — denn an dem Schienenwege gelegenen Orte gibt es ja genug — die hier eine solche Rührigkeit hervorgerufen, sondern daß in den Bewohnern überhaupt der Unternehmungsgeist rege, sei und sicher noch bessere Blüthen treiben möchte, würden auch die nöthigen Capitalien vorhanden sein. Denselben Aufschwung des fabrikmäßigen Betriebs sehen wir auch auf der entgegengesetzten, an Schlesien und Sachsen grenzenden, Seite unseres Industrielandes, als dessen Mittelpunkt wir Reichenberg bezeichnen können. Doch sehen wir hier den Kampf zwischen der Hand und Maschine noch nicht ausgekämpft, sehen ihn vielmehr sich vor unsern Augen ohne naturwidrige Erscheinungen entwickeln. Wir sehen hier die Handarbeit neben der Maschine bestehen und den Handarbeiter immer mehr zu der Ueberzeugung von dem Nutzen und der Wichtigkeit derselben gelangen, während wir auf vielen andern Orten noch eine fast gespensterhafte Furcht vor

der Maschine und einen gewissen Trotz gegen diejenigen angetroffen, welche diese „Teufeleien" in's Land gebracht. In Reichenberg fanden wir im Gegentheil unter den Handarbeitern eine bedeutende Lust, Maschinen einzuführen, allein es mangelt abermals an Capitalien. Außerdem unterscheidet sich dieser Fabriksort schon dadurch von dem frühergenannten, daß sich hier der Unternehmungsgeist mehr in einem Industriezweige concentrirte, worin wir eine Bürgschaft für die dauernde Blüthe desselben erblicken zu dürfen glauben, in einem Industriezweige, der zu den ältesten der österreichischen Monarchie gehört, der Schafwollenindustrie, deren Geschichte in Böhmen bis zu dem Jahre 1579 zurückreicht. Die in diesem Jahre erfolgte Einwanderung des schlesischen Tuchmachers Urban Hoffmann aus Leidenberg in Preussisch-Schlesien nach Reichenberg, läßt sich als den ersten Anfang der dortigen Tuchmanufaktur bezeichnen.

In der Mitte zwischen diesen beiden Endpunkten, Tetschen und Reichenberg, dehnt sich das Gebiet der Haus- und Handarbeit aus, die sich längs der Gebirge bis in die Höhen des Riesengebirges fortzieht. Diese Art der Beschäftigung, als deren Centralpunkt wir Rumburg bezeichnen müssen, ist es, welcher wir in unsern Briefen das Hauptaugenmerk geschenkt.

Werfen wir einen Blick auf die verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, denen wir in unserm Industrielande begegnen, so drängt sich uns vor allem wieder der Gedanke auf, wie unzulänglich es ist, den vierten Stand „das Proletariat" dadurch zu charakterisiren, daß man es die Gesammtheit derjenigen nennt, die ohne Capitalien, ohne Besitz bloß im Stande sind, ihre Arbeitskraft zu verwerthen. Wäre diese Bezeichnung, vom socialpolitischen Standpunkte aus betrachtet, richtig, so müßten wir den bei weitem größten Theil der Bevölkerung des nordöstlichen Böhmen Proletariat nennen und müßten sagen: Das nordböhmische Industrieland ist fast durchgängig von Proletariern bewohnt. Wer würde aber das Paradoxe eines solchen Ausspruchs nicht alsogleich einsehen? Nein! Die Gliederung der bürgerlichen Gesellschaft

in Stände kann nicht immer nach den Maßstäben unserer Nationalökonomen, der Urproduction der Industrie der Besitzlosigkeit und so weiter vorgenommen werden!

Diese Eintheilungsgründe müßten uns im vorliegenden Falle im Stiche lassen, weil einerseits der Boden so stiefmütterlich ist, daß die Urproduction gar nicht mächtig genug, um einen selbstständigen Stand den sogenannten „*ersten*" zu erhalten, ohne daß seine Glieder zu einer gewerblichen Nebenbeschäftigung greifen, andrerseits aber die Industrie der sonst das Bürgerthum beigezählt wird, größtentheils den Nichtbesitzenden anheimgefallen. Daß viele Industriezweige, wie z. B. die Spinnerei und Weberei zum Theile nur als Nebenbeschäftigungen betrieben werden, eine Erscheinung, die man leicht versucht sein kann, dadurch zu erklären, daß diese Industriezweige nicht den für den Lebensbedarf hinreichenden Gewinn bringen, hat zunächst darin ihren Grund, daß der *Boden* dem mit seiner Cultur Beschäftigten nicht genug trägt, um ihn bloß einen „Bauer" sein zu lassen, sondern dazu zwingt sich noch eine zweite Erwerbsquelle zu suchen. Nirgend, wo ein guter Boden das Bestehen eines Bauernstandes möglich macht, finden solche Nebenbeschäftigungen statt, weil es gar nicht in der Natur des Bauers liegt, eine solche zu ergreifen, und der ächte Bauer eben nur Rohproduzent sein, nicht aber auch auf dem Gebiete der Industrie als erzeugendes Mitglied auftreten will. Wo dies aber geschieht, da ist es ein sicheres Zeichen, daß die Gegend kein Agricultur-, sondern ein Industrieland ist.

Fehlt nun der erste Stand, der Bauernstand, und können wir den vierten „das Proletariat" nicht in dem gewöhnlichen Sinne gelten lassen, so müssen wir uns nach einem neuen Eintheilungsgrunde umsehen, und diesen glauben wir in der *Arbeit* gefuuden zu haben.

Wir theilen die Bewohner nach dieser in Arbeitende oder Arbeitnehmende und Arbeitgebende. Gruppiren wir wie Riehl die bürgerliche Gesellschaft in vier Stände: 1) den Bauer, 2) die Aristokratie, 3) das Bürgerthum und 4)

das Proletariat, so umfaßt, da der Bauernstand in unserm Industrielande fehlt und wir den Industriearbeiter an seine Stelle setzen müssen, dieser den ersten und vierten Stand, die Aristokratie und das Bürgerthum den zweiten und dritten Stand, doch müssen wir im Gegensatze zu Riehl das Bürgerthum und die Reste des Bauernstandes, die Mächte des socialen Beharrens, die Aristokratie und der Industrietreibenden, die Mächte der socialen Bewegung nennen.

Die Aristokratie und das Bürgerthum bieten uns im nordöstlichen Böhmen eigenthümliche Erscheinungen dar.

Während im Mittelalter das Bürgerthum der Ausgangspunkt der wirthschaftlichen Bewegungen war und der Adel sich entweder passiv verhielt oder der Industrie gegenüber feindselig auftrat, während sich Zunft- und Städte-Verbindungen zum Schutze des Handels und der Industrie gegen das Ritterthum bilden mußten, hat sich dieses Verhältniß in der Neuzeit fast umgekehrt. Der Adel verhält sich den volkswirthschaftlichen Bewegungen gegenüber nicht mehr passiv, im Gegentheil gehen viele derselben grade von ihm aus oder werden doch von ihm unterstützt. Wo es gilt neue wirthschaftliche Thaten zu vollbringen, ist der Adel, sei es nun durch die Macht der Capitalien oder des Ansehens (letzteres der gewöhnliche Fall) ein Hauptfaktor, wo es gilt Institute zur Hebung der Industrie und des Credits in's Leben zu rufen, neue Commnicationswege zu eröffnen, sehen wir die Aristokratie betheiligt. Damit wollen wir aber keineswegs gesagt haben, als ob der Adel — wir nehmen die Begriffe Adel und Aristokratie als identisch an — schon Alles oder genug gethan hätte. Es liegt im Berufe des Adels, daß er, wie er in Agriculturgegenden durch seine Güter einen Schutz und Schirm so wie Vorbild der kleinen Grundbesitzer bilden soll, auch in dem Industrielande, wo er als Geldmacht auftritt, seine Capitalien zum Wohle der Industrie flüssig mache, denn nur indem er als Agricultur- oder Industriemacht wohlthätig wirkend auftritt, kann er seine exceptionelle Stellung bewohnen, die durch das Schwinden seines

mittelalterlichen Wesens, und das immer weitere Umsichgreifen des grundbesitzlosen Adels sehr bedroht ist. Statt aber das Geld flüssig zu machen, sehen wir ihn, zuweilen die Capitalien immermehr dem Lande entziehen freilich auf einem völlig rechtlichen, aber nichts destoweniger schädlichen Wege, auf dem Wege der Lotterie. Es bedarf erst keiner Beweisführung, daß in einem Industrielande wo flüssige Capitalien Noth thun, Lotterien schaden können, weil sie das wenige Capital absorbiren, wenn die durch sie erzielten Summen nicht wieder zur Hebung der Agricultur und Industrie verwendet werden, was wirklich von Seite einiger böhmischer Cavalliere geschieht, aber es ist nothwendig, darauf hinzuweisen, daß grade die Lotterien unserer Adligen nachtheilig wirken, weil sie die allgemeine Gewinnsucht unterstützen und durch die niedrigen Preise der Loose jedem den Ankauf ermöglichen, wodurch die Capitalien der Minderbemittelten absorbirt werden. Große Lotterien mit hohem Preise der Loose bringen weit weniger Nachtheile. Wie kann man in einem Lande von den Creditinstituten, Mittel zur Flüssigmachung der Capitalien verlangen, wenn in demselben Lande das vorhandene Capital immer mehr und mehr in solche Papiere gesteckt wird, deren Emissionsgründe oft in nur sehr geringem Rapport mit der Förderung des Volkswohlstandes stehen. Wozu werden denn Immobiliengesellschaften, Hypothenbanken u. s. w. gegründet, welche den großen Grundbesitzer mit Capitalien versehen wollen, daß sich der Adel zu solchen Schritten entschließt, die den ohnehin armen und capitalbedürftigen Industriebezirken das Geld noch mehr entziehen. Freilich wird man sagen, daß Niemand zum Ankaufe dieser Loose gezwungen ist. Aber die Gewinnsucht zwingt, und wenn derlei Papiere auch immerhin dem Weltmarkte angehören, so lehrt uns doch die Erfahrung, daß sich ihr Hauptabsatz stets in dem Lande concentrire, wo sie emittirt worden.

Dem Adel bleibt in unserem Industrielande noch viel zu thun, noch viel zu unterlassen. Nichtsdestoweniger gibt

es, wie gesagt, im nordöstlichen Böhmen Glieder der Aristokratie genug, die entweder directen oder indirecten Einfluß auf die nationalökonomischen Bestrebungen genommen. Fabriksverrichtungen, Schulen zur Förderung des Ackerbaues und der Industrie gehen von ihnen aus.

Dagegen ist das Bürgerthum in unserem Industrielande in immer größerem Verfalle begriffen. Das sociale Philisterthum, das an althergebrachten Förmlichkeiten geistlos festhaltende, allen Neurungen, gleichviel ob schädlichen oder ersprießlichen, feindselig gesinnte Philisterthum nimmt zu, und das rührige thatkräftige Bürgerthum, der ehemalige Stolz der deutschen Groß- und Handelsstädte stirbt immer mehr aus. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, ist die scheinheilige Phrase der Stadtbewohner mit der das Schlgraffenthum bemäntelt wird. Ruhe ist mehr als bloße Pflicht, sie ist das Ziel des Bürgers, aber nur die Ruhe des Friedens, des durch Fleiß und dessen unmittelbare Folge den Wohlstand errungenen Friedens, nicht die Ruhe des Schlummers und Einschläferns. Ruhe und Ausruhn sind eben ganz verschiedene Begriffe. Die große Menge von Städten die wir im nordöstlichen Böhmen finden, lassen uns ein tüchtiges Bürgerthum, einen kräftigen Mittelstand vermuthen; allein beide fehlen. Mit Ausnahme einzelner Punkte, wie etwa Rumburg, Reichenberg, Gablonz, Leipa ist in den Städten des nordöstlichen Böhmen, das Philisterthum, dieser morsche und ansteckende Theil der Gesellschaft zu Hause und unter den Bürgern herrscht hier derselbe Nothstand wie unter den Industriearbeitern auf dem Lande, in den Dörfern. Sie nagen alle an dem großen Hungertuche das über die Dörfer, die Märkte und Städte ausgebreitet. Die Gemeinden sind arm und, was den Verfall des Bürgerthums noch sicherer kennzeichnet, sind sie verarmt. Zur Zeit der Blüthe des Bürgerthums und dies war noch im vorigen Jahrhunderte auch in unserm Industrielande der Fall, war die Noth noch keine so allgemeine, denn der einzelne durfte eher arm sein, weil noch die Gesammtheit der Gemeinde, der er angehörte, begüttert war.

Der Bürger in den kleinen nordböhmischen Städten lebt nur sich und für sich, er will nur nicht gestört sein in seiner altherkömmlichen Sitte des Beharrens beim Alten und da jede Neuerung in diesem Sinne auch nothwendiger Weise eine Störung ist, so bleibt es beim Alten und die Lage dieses Bürgerthums verschlimmert sich von Tag zu Tag, weil ringsumher alles fortschreitet. Gemeinnützige Anstalten, die durch ein Zusammenhalten allen leicht errichtbar, allen förderlich sein könnten, z. B. gemeinschaftliche Bleich-, Appretur- und andere Anstalten sind nur spärlich entstanden und können nicht entstehen, weil es am Associationsgeiste fehlt, der Bürger hält wieder eine solche Verbrüderung für eine Störung seiner bürgerpflichtgemäßen Ruhe, aber wir sehen ihn gegen die Aufhebung der Zünfte eifern, die doch ohne geistiges Band eitler Firlefanz sind, er wird sich mit aller Kraft gegen das Fallen der Zunftschranken stemmen, weil dieser Plunder wieder zu den Attributen seiner gefeierten Göttin Siesta gehört.

So sehen wir das Bürgerthum, gerade jenen Stand, der bei wirthschaftlichen Bewegungen der rührigste sein sollte, in unserem Industrielande immer mehr und mehr erschlaffen, während der industrielle Fortschritt von den besitzlosen Arbeitern ausgeht, welche das Land, eine dichte Bevölkerung bildend, bewohnen, und sich um die großen Unternehmer schaaren. Die großen Unternehmer stehen aber größtentheils außerhalb des Bürgerthums stehen mit ihren außerhalb der Städte liegenden Etablissements selbstständig als Arbeitgeber da, und wenn sie auch dem Namen nach Bürger einer nahegelegenen Stadt sind, oder zu solchen ernannt wurden, denn es ist mit den Verleihungen der Bürgerrechte in diesen kleinen Städten noch immer ein gewisser Begriff der Ehrenbezeugung verbunden; so stehen sie doch in nur äußerlichen Beziehungen zu dem Bürgerthume dieser Städte, auf welche sie durch materielle und intellectuelle Ueberlegenheit eine nicht unbedeutende Macht ausüben.

Unter den sogenannten unächten Ständen ist der geist-

liche am stärksten, der Beamten- und Soldaten- nur schwach und der Künstler- und Gelehrtenstand gar nicht vertreten. Der geistliche Stand steht im nordöstlichen Böhmen in einem ziemlich innigen Verhältnisse zu den Bewohnern, und übt in den Dörfern und in den kleinen Städten, abgesehen von dem religiösen Berufe, einen directen, beinahe polizeilichen Einfluß auf Sanität, Zucht und Armenpflege aus; er ist zugleich unter den unächten Ständen derjenige, dem die Bewohner des nordöstlichen Böhmen noch immer ein beträchtliches Contingent stellen, wenn auch die von den Eltern getroffene Berufswahl des geistlichen Standes von den Kindern nichts selten vereitelt wird.

Den größten und dichtesten Theil der Bevölkerung des nordöstlichen Böhmen bilden die Arbeitnehmenden „die Industriearbeiter."

Der Industriearbeiter bildet hier, wie wir schon bemerkt, den „ersten Stand" an der Stelle des Bauernstandes, dessen Eigenthümlichkeiten zum Theile auch auf ihn übergegangen. Vor Allem gehört, was das Aeußere betrifft, zu diesen Eigenthümlichkeiten eine gewisse Originalität der Körperbildung, die sich hier bewahrt hat, während hier das nationale Element fast völlig abgeschliffen. Wir sehen bei den Industriearbeitern noch eine gewisse körperliche Einheit, während das geistige Band sich beinahe völlig gelöst. Betrachten wir die Körperbildung der Leute, so finden wir einen gewissen allgemeinen Typus, wie das blonde Haar, das blaue Auge, die hagere aber starke Gestalt, bei den Männern, brünetter Teint und schlanke Körperbildung bei den Frauen, ein Typus, der beinahe alle kennzeichnet, und uns zu der Behauptung berechtigt, daß hier der Industriearbeiter überhaupt, wie in andern Gegenden der Bauer sich mit aller Kraft an das Ererbte festklammert. Der Grund liegt nahe. Die vielen Aehnlichkeiten des Industriearbeiters mit dem Bauer sind eben keine zufälligen, denn diese Leute wären ja eigentlich Bauern, wenn der Boden es ihnen erlaubte, und die Erhaltung eines selbstständigen Bauernstandes ermöglichte. Die ältesten Be-

wohner sind gewiß Bauern gewesen, erst als die Bevölkerung dichter, der ohnehin hagere Boden aber durch elementarische Einflüsse und zu große Ausnutzung immer hagerer geworden, wurde der Bauer zur Nebenbeschäftigung gezwungen. Und aus dieser Nebenbeschäftigung, bildeten sich die Industriezweige, die jetzt mit der Gegend verwachsen scheinen, heraus. Aber gerade deshalb erhielt sich die Physiognomie der Arbeiter und erbt sich in ihrer Allgemeinheit von Geschlecht zu Geschlecht fort und die Bilder der Leinweber, die schon Jahrhunderte alt sind, gleichen noch auf ein Haar den Gestalten, denen wir heute begegnen, weil sich auch die Beschäftigung von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Daß es in Städten keinen Typus der Bevölkerung gibt, hat wohl zum Theile auch darin seinen Grund, daß die Familienglieder zu verschiedenen Beschäftigungen greifen. Die Physiognomien unterliegen der Veränderung je nach der feinern oder gröbern Beschäftigung und der durch diese gebotene feinere oder gröbere Lebensweise. Daher verschwinden die Familienähnlichkeiten, die sich noch beim Adel und Bauernstande erhalten haben, durch die verschiedenen Berufswahlen, während sich immer mehr gewisse allgemeine Kennzeichen einzelner Gruppen bemerkbar machen. So erkennt man, um ein Beispiel anzuführen, ohne sich etwa an die Kleidung zu halten in den Städten, die Friseure, die Aerzte, die Bräuer, die Bäcker, die Fleischer, die Gelehrten u. s. w. leicht heraus. Bei den Industriearbeitern unserer Gegend hat sich nun dieser Typus erhalten, weil sie eben nicht erst durch Berufswahl zu solchen Arbeitern gemacht worden, sondern schon als solche geboren sind. Allein grade dieses sich Fortvererben der Industrie mit der ein inniges Festhalten an die heimatliche Scholle verbunden, grade diese Zähigkeit, die den Bauernstand kräftigt und vor der Zersplitterung seiner Kraft schützt, ist nachtheilig für eine Industriegegend, weil sie nirgends besteht, ohne von einer gewissen Scheu vor Neuerungen von einem Einschläfern der Strebsamkeit begleitet zu sein. Dieser Umstand ist es, der dazu beiträgt, daß der Uebergang der Hausindustrie

in das Fabriksweſen nur langſam vor ſich geht, ſo wichtig die Beſchleunigung dieſes Ueberganges für die materielle Lage der Arbeiter wäre, theils deshalb, weil ſie doch einmal von der Zeit geboten, und unausweichbar iſt, Kriſen aber immer gefährlich ſind, und je länger ſie dauern, deſto ſchwerer auf den Betroffenen laſten, theils deshalb, weil durch eine Beſchleunigung dieſes Ueberganges der Arbeiter wirklich ſchneller einer beſſern Lage entgegengeführt wird, denn darüber ſind wir im Reinen, daß der Induſtriearbeiter in ſeiner völligen Abhängigkeit vom Fabrikanten beſſer geſtellt iſt, als gegenwärtig in ſeiner halb abhängigen und halb ſelbſtſtändigen Lage, dem Akkordverhältniß, oder ſeiner capitalloſen Stellung als ein der Concurrenz der Großen nicht gewachſener kleiner Unternehmer; andererſeits ſtellt ſich die Beſchleunigung dieſes Ueberganges; der Mangel flüſſiger Capitalien hindernd entgegen. Denn um einen gehörigen Fabriksbetrieb einzurichten und die Uebergabe des Rohmaterials an eine Anzahl Häusler aufzugeben, braucht der Unternehmer Capitalien. Die Errichtung der Fabriksgebäude iſt mit großen Koſten verbunden, während er den Häuslern nur das Rohmaterial zu geben, den Lohn auszuzahlen und nicht für den Ankauf und die Erhaltung der Werkzeuge zu ſorgen braucht.

Auf gleicher Stufe mit der körperlichen Beſchaffenheit unſerer Induſtriearbeiter, die ſich durch Stärke und Ausdauer auszeichnet, ſtehen die geiſtigen Anlagen. Wie das Schaffen die Aufgabe der Hand, ſo iſt das Forſchen die Aufgabe des Geiſtes und dieſe beiden Thätigkeiten ſind Hauptmomente der menſchlichen Beſchäftigung. Dieſer Dualismus in ſeiner Beziehung zur Induſtrie bildet die Grundlage des Charakters unſerer nordböhmiſchen Induſtriearbeiter. Welche dieſer beiden Thätigkeiten die primitivere, iſt ſchwer zu entſcheiden, doch möchten wir glauben, daß das Schaffen urſprünglicher ſei, denn zu der Verwirklichung des Schaffens zum Ergreifen der hier heimiſchen Induſtriezweige bedurfte es nicht erſt des Forſchens, die Armuth des Bodens an Brodfrüchten einerſeits und der Reichthum desſelben an Roh-

materialien andererseits, drängte ohnehin dazu. Sobald aber die Industrie im Gange war, mußte sich ein Forschen nach Vereinfachungen, Verbesserungen und Erleichterungen einstellen. Für ein solches Forschen sind geistige Anlagen nothwendig. Daß diese vorhanden waren und vorhanden sind, beweisen uns die erfolgreichen Rückwirkungen des Forschens auf das Schaffen, die Blüthe der einzelnen Industriezweige was Vortrefflichkeit des Fabrikats betrifft. Diese geistigen Anlagen des nordböhmischen Arbeiters bestehen in einer schnell früchtetragenden Empfänglichkeit für Lehren, einen richtigen Blick und einem diese Eigenschaften ausnutzenden scharfen, fast raffinirten Verstande. Diesen zu schärfen und überhaupt den Charakter zu bilden, hat grade der Umstand nicht wenig beigetragen, daß der Arbeiter ohne fremde Hilfe, ja ohne die Subvention einer Schule oder eines Vorbildes ganz auf seine Kraft, sowohl der des Körpers als des Geistes angewiesen war. Erst als sich die Lage der Arbeiter durch die Concurrenz der Maschine und das Steigen der Lebensmittel verschlimmerte, fing das Forschen vor dem Schaffen zu weichen an, weil das Ende der Thätigkeit die Erzielung einer den Lebensbedarf bloß deckenden Menge von Arbeit, das Aufbieten der ganzen Kraft erforderte. Der Körper wurde überspannt und der Geist ruhte aus. Es trat die Einförmigkeit des Schaffens ein, jene sich von Vater auf Sohn vererbende Einförmigkeit; und Einförmigkeit des Schaffens ist immer das Joch des Geistes in demselben Maaße, wie Mannigfaltigkeit sein Stachel und Sporn ist. So sehen wir die schönen geistigen Anlagen unserer Arbeiter im nordöstlichen Böhmen brach liegen, während die Hand sich müht. Die Aufgabe des Staates ist es, sie zu befruchten durch Unterricht und Vorbilder, denn es gehört dies zu jenen Mitteln, durch welche die Lage der nothleidenden Arbeiter verbessert werden kann. Wenn man aber von einer Verbesserung der Lage durch den Staat spricht, so ist das nicht so zu verstehen, als ob der Staat auf directem Wege helfen sollte. Nein, er soll keine Hilfe auf directem Wege bringen, denn

alle solchen Hilfsmaßregeln sind für die Dauer nutzlos, aber er soll dem Nothleidenden die Mittel in die Hände geben, sich selbst zu helfen. Nur die Selbsthilfe erhält das Bewußtsein der Kraft und dieses Bewußtsein allein macht den Menschen stark.

Wir werden nun die Punkte betrachten, wo Hilfe und in welchem Maaße sie Noth thut; wie Hilfe gebracht werden kann und von wem sie gebracht werden soll, wird sich daraus von selbst ergeben.

Zweiter Brief.

Die Noth.

Wenn in den Salons der Hauptstadt über die Noth im Gebirge debattirt wird, so müssen wir uns nicht selten die sonderbarsten Aeußerungen gefallen lassen, die trotz des trüben Ernstes der Sache auf den Kenner der Zustände ihre komische Wirkung nicht verfehlen können. „Man stellt ja beständig Sammlungen an," hört man hier einen wohlthatsüberdrüssigen Rentier ausrufen, oder: „Warum bauen die Leute da oben nicht an?" fragen sich zwei stadtbewohnende Grundbesitzer, die von der Landwirthschaft gerade soviel wissen, als ihnen der Pächter am Neujahrstage erzählt. Allerdings füllt sich alljährlich die Armenbüchse der Gebirgsbewohner mit neuen Gaben. Ist aber darum der Noth, wir meinen dem Wesen der Noth, auch nur im Geringsten abgeholfen, wenn sich eine ganze Gegend satt am Bettelbrode ißt? Oder glauben etwa die Herren, daß ein Nothstand, wie er z. B. in dem Weberbezirke von Kreibitz und Schönlinde zu Hause ist, gleichbedeutend ist mit der momentanen Armuth, die durch einen Brand- oder Wasserschaden entsteht? Allerdings stehen auf den Gebirgshöhen Strecken kahl, die bebaut werden, ganze Flächen steril, die fruchtbar gemacht werden könnten; allein zu einer Verbesserung des Bodens ist zunächst Zeit und Geld erforderlich. Wann aber sollte der Weber oder Glasschleifer das Feld bestellen, wenn sein Magen ebensoviel Fasttage als seine Hand Ruhetage im Jahre hat?

Es ist ein großer Fehler, daß man die Noth im Gebirge von dem Standpunkte der Armuth zu beurtheilen versucht hat, und darum sind auch die meisten Versuche, derselben abzuhelfen, für die Dauer erfolglos geblieben. Die Armuth ist der Zustand eines Individuums oder besser gesagt: das Unglück eines Individuums, denn sie ist immer negativ, ihr Character, das Fehlen der nöthigen Subsistenzmittel. Die Noth aber ist kein individueller Mangel, sondern der Zustand einer ganzen Gegend, einer ganzen Bewohnerklasse, der noch fortdauert, wenn auch Einzelnen geholfen wird, ja wenn Einzelne sich bereichern.

Der Armuth läßt sich wohl durch Gaben für eine Zeit, ja für die Dauer abhelfen, denn dem Armen fehlt es blos an den Mitteln, einen Nahrungszweig zu ergreifen. Werden ihm die Mittel geboten, so ist eigentlich seiner Armuth, d. h. dem Unvermögen, sich zu erhalten, ein Ende gemacht, und Arbeit ist anerkanntermaßen das beste Heilmittel, insofern der Armuth nicht ein physisches Gebrechen zu Grunde liegt. Armuth und Noth sind aber ganz verschiedene Dinge. Die Noth in ihrer urwüchsigen, wir möchten sagen historischen Gestalt, in der sie in den Gebirgsgegenden des nordöstlichen Böhmens auftritt, besteht nicht in der Arbeitslosigkeit der Leute, im Gegentheil finden wir auf der ganzen Strecke, was nur Hände hat, rührig und beschäftigt, und hören fast in jedem Häuschen den Webstuhl klappern, die Spindel surren; die Noth besteht hier in dem Unvermögen, sich bei der größten Benützung der Arbeitskraft soviel zu erwerben, als zum einfachsten Lebensunterhalte hinreicht. Dennoch leben all' diese Leute, leben seit Jahren so und hängen mit einer Liebe an der heimatlichen Scholle, wie wir sie nur in Bergwerken zu finden pflegen. Auswanderungen kommen gerade in diesem Striche des Elends selten vor. Ein Einblick in das „Wie" ihre Lebensweise wird uns das ganze Bild des Nothstandes anschaulich vor das Auge führen. Die Lebensweise der Leute ist es, die

einer Untersuchung seit langer Zeit harrt, denn hier ist noch viel zu helfen und Hilfe möglich.

Vor Allem müssen wir jedoch die nothleidenden Bewohner, die sämmtlich dem, von uns bereits bestimmten, ersten Stande angehören, in Klassen eintheilen. Sie zerfallen zunächst in Handarbeiter und Fabriksarbeiter. Die Letztern müssen wieder nach der Art ihrer Verwendbarkeit und Beschäftigung in verschiedene Unterabtheilungen geschieden werden, denn es versteht sich von selbst, daß ein Zeichner oder geschickter Handdrucker einen höhern Lohn erhält, als ein Auflader oder Heizer. Im Ganzen und Großen bietet uns aber diese Klasse, wie wir sehen werden, günstigere Verhältnisse dar, als die der Handarbeiter, welche wieder in Lohn- und Commerzialarbeiter zerfallen. Die ersteren erhalten das Rohmateriale, welches sie verarbeiten von einem größern Unternehmer, zu dem sie in einem Akkordverhältnisse stehen und arbeiten größtentheils in ihren Wohnungen, in Hütten oder „Bauden", wie die Weberwohnungen im Riesengebirge genannt werden. Diese Lohnarbeiter können wir unter der Collectivbezeichnung der „Hausler" zusammenfassen unter welchem Namen sie auch in ihrer Heimat gekannt sind: Die zweite Unterabtheilung der Handarbeiter ist die der selbstständigen Gewerbsleute, welche das Rohmaterial selbst einkaufen und ihre Waare dann auf den Markt bringen. Zu ihnen gehören neben der größten Zahl der Leinweber auch die Zunftmitglieder und jene, welche sogenannte Polizeigewerbe betreiben. Die dritte Klasse der Bewohner bilden die Armen, die nun wieder in Unmächtige und Unthätige verfallen. Zu den erstern gehören die völlig Armen und Gebrechlichen, deren Verpflegung, zu den letztern die vielgestaltige Klasse der Proletarier im engern Sinn, deren Bewachung dem Staate oder der betreffenden Gemeinde obliegt. Die äußersten Extreme dieser beiden Gesellschaftsschichten finden wir einerseits im Spital oder Armenhause, andererseits im Zuchthause oder im Gefängnisse. Als Rahmen dieses bunten Gemenges müssen wir endlich die Besitzen-

den bezeichnen, bei welchen wir wieder den Unterschied zwischen den Grund- und Capitalbesitzern und den großen Unternehmern machen müssen.

Treten wir, nun nach diesen Voraussetzungen, in die Wohnung einer Weberfamilie ein.*) Es ist Vormittag und wir treffen die Leute in bester Arbeit. Ein großer Ofen, der beiläufig den vierten Theil des Stubenraumes einnimmt, entsendet eine beklemmende Hitze, daß die Fensterscheiben des niedrigen Zimmers überlaufen. Draußen ist es 20 Grad Réaumur. Was wird aber in dem großen Ofen gekocht? Vorläufig Wasser! Ein Mädchen von etwa 12 Jahren, das älteste Kind des Webers, schabt die Kartoffeln für das Mahl. Das Mahl selbst besteht aus Kaffee. Nur denke ja Niemand dabei an den edlen Mocca. Von Indien wissen die Weber, deren geographische Kenntniß nur bis zum Wohnorte des Fabriksherrn und Arbeitsgebers reicht, sehr wenig. Der Kaffee stammt aus einer der nahegelegenen Cichorienfabriken. Auch die Kartoffeln sind nur Surrogat, sie vertreten die Stelle des Brodes. Um 12 Uhr wird das bescheidene Mahl eingenommen. Es ist der zweite Cichorientrank des Tages, denn auch zum Frühstücke dient Cichorie, und zur Nacht wiederholt sich die einförmige Tafel. So geht dies fort Jahr aus, Jahr ein. Der Brodverbrauch ist nur sehr klein. Die Familie besteht aus dem Weber, der Frau, einem zwölfjährigen Mädchen, zwei Kindern in der Wiege und der alten Mutter. Der Weber hatte eben — es war etwa 11 Uhr — die dritte Elle fertig gebracht, und ließ sich durch unsern Besuch wenig von der Arbeit abhalten, die er bereits um 4 Uhr Morgens begonnen und täglich bis in die Nacht fortsetzt. Solch' ein ununterbrochener Fleiß macht es ihm möglich, in 8—10 Tagen ein Stück, das ist, 40 Ellen zu vollenden, wofür er 3 fl. erhält, woraus sich ein Tagelohn von beiläufig 20 Kreuzern ergibt. Das Mütterchen und die Enkelin spulen und erhalten für die Spule, deren

*) Bei Schönlinde.

sie zusammen fünf in einem Tage fertig machen, einen, höchstens zwei Kreuzer. Die Frau des Webers arbeitet fast nur für das Haus und wartet die Kinder. Rechnen wir nun die Einkünfte der Familie zusammen, so verdient, wenn wir die Sonn- und Feiertage in Anschlag bringen, der Weber jährlich 90—100 fl.*), die Mutter und das Kind 45—50 fl., die ganze Familie 135—150 fl.

Wir haben hier einen Fall als Beispiel angeführt, wo das Elend noch nicht seine höchste Stufe erreicht hat, (es gibt Weberhütten, wo 12—20 Personen auf dem Boden ohne Betten und Stroh schlafen, wo Frost und Regen durchdringen) ein Beispiel, wo der Weber als Lohnweber arbeitet und das ganze Jahr hindurch durch keinen Zufall in der Arbeit gestört wird, die Familie aber nur aus fünf Köpfen besteht, dennoch ist das Einkommen ein so dürftiges, daß es nur eine Lebensweise, wie die eben geschilderte erlaubt. Ein Blick in die Ausgaben kann uns davon überzeugen. Der Weber bezahlt für die Wohnung 15—20 fl.**), für die Schlichte 4 fl., für Holz (täglich 1—1 ½ Kreuzer) 6—8 fl., für Oel, denn Kerzen werden keine gebraucht, gleichfalls soviel, ferner für Wäsche und Kleidung der ganzen Familie 20—24 fl., Summa 51—64 fl. Es bleibt daher für die jährliche Nahrung nicht mehr als zwischen 80 und 90 fl. übrig, was für den Tag ungefähr 13—15 Kreuzer beträgt. Bei solchen Arbeitslöhnen (deren Angabe jedoch bei den beständigen Schwankungen je nach der Individualität des Arbeiters nicht genau sein kann) ist es natürlich, daß auch die Lebensgenüsse in demselben Verhältnisse sinken, und die Erscheinung wird uns nicht überraschen, daß die Summe der Lebensgenüsse mit der Steigerung der Gegend abnimmt, ihre Höhe daher in umgekehrtem Verhältnisse zu der Höhe der Gegend steht. Die hier mitgetheilte Be-

*) Auch die Untersuchungen der Reichenberger Handelskammer hatten ähnliche Resultate erzielt.

**) Denn die Mutter steht im Leibgedinge.

rechnung der Ausgabung schließt den Weber fast von jedem nicht völlig unentbehrlichen Genusse aus und erlaubt ihm kaum den Gebrauch des Tabaks. Bei alledem ist der vorliegende Fall noch immer ein Mittelfall und die Angaben haben noch das Minimum des Lohnes nicht erreicht. Es gibt Familien, wo für die Nahrung nur 10—12 Kreuzer täglich übrig bleiben und die Zahl der Köpfe größer ist. Dies ist namentlich bei jenen Leinwebern der Fall, bei welchen die Lohnarbeit noch nicht eingeführt ist, die also selbstständig dastehen, das heißt für eigene Rechnung arbeiten, aber, da sie auch für den Absatz sorgen müssen, ein noch kummervolleres Leben als die Lohnweber führen, welche doch immer auf ein bestimmtes, wenn auch nicht hinreichendes Einkommen, zählen können.

Tritt nun eine allgemeine Theuerung ein, so ist der Zustand der Lohnweber ein doppelt bedauernswerther, denn ein Steigen der Lebensmittelpreise führt gewöhnlich einen geringern Betrieb in den Fabriken des Industriebezirkes mit sich, und der Lohnweber, den doch die Theuerung auch trifft, erhält weniger Arbeit, oder, was dasselbe ist, geringeren Lohn, während sich der selbstständige Leinweber genöthigt sieht, entweder gradezu zu hungern oder seine Waare für den Erzeugungspreis loszuschlagen.

Wer wird sich nun noch wundern über den düstern Charakter, der den ganzen Weberbezirk kennzeichnet. Hagere Gestalten und fahle Gesichter begegnen uns allerorten, überall treffen wir dieselbe melancholische Stimmung an, die durch den beständigen Cichoriengenuß noch erhöht wird. Das Volkslied ist hier verstummt, und die Sonntagsfreude hat ihren heitern Charakter verloren. In den Häusern herrscht die seltenste Ehrlichkeit und eine beispiellose Leutseligkeit gegen den Wanderer, in der Familie ist immer häuslicher Friede, jedoch die Zahl der Heiraten nimmt nach der Angabe der Pfarrer von Tag zu Tag ab. Unter den Webern ist wenig Associationsgeist zu finden, die Häuschen liegen zwar nahe aneinander, aber jedes ist ein Staat für sich. Gegen den

Brodgeber sind sie alle unerschütterlich treu, und eine fast überall gleiche Religiosität bildet die Basis einer weit festern Sittlichkeit, als sie bei den Fabriksarbeitern zu finden ist. Allein ihre ganze Lebensweise bleibt eine höchst bedauernswerthe, einer innern Reform bedürftige, und eine solche durchgreifende Abhilfe ist möglich. Wir werden auf diese im Verlaufe unserer Briefe zu sprechen kommen, sobald wir das Bild der Gewerbsthätigkeit im nordöstlichen Böhmnn vervollständigt haben werden, denn die Erzählung der Thatsachen geht jeder Kritik voran.

Vor allem müssen wir uns aber über die Ursache der Noth zu orientiren suchen.

Wie wir bereits oben bemerkten, kann hier von den vorübergehenden Zuständen nicht die Rede sein, und nur auf die stabilen Ursachen der Noth Rücksicht genommen werden. Als solche treten uns zwei Hauptmomente entgegen. Die klimatischen Verhältnisse und die Uebervölkerung.

Die klimatischen Verhältnisse äußern hier ihre Wirkungen sowohl in negativer als positiver Beziehung. Die negative Seite erkennen wir alsbald, wenn wir einen Blick auf all das werfen, was der Boden den Bewohnern nicht bietet, mit einem Wort, auf die Unfruchtbarkeit. Der steinige Granitgrund macht den Boden für den Anbau des Getreides untauglich und die künstlichen Mittel, den Boden fruchtbar zu machen, sind entweder gar nicht gekannt, oder aus Mangel an Capitalien nicht in Anwendung gebracht. Der mangelhafte Wiesenbau äußert sich natürlich in dem unansehnlichen Viehstande, der sowohl in quantitativer als qualitativer Beziehung sehr niedrig ist, und selbstverständlich auf Bodenbau durch den Mangel an Dünger — künstliche Dungmittel sind hier fast gar nicht gekannt — in bedauernswerther Weise rückwirkt. Wie wenig fortgeschritten die Leute in landwirthschaftlicher Beziehung sind, beweist uns der Umstand, daß selbst diejenigen Dungmittel, die sich als sehr vortheilhaft erwiesen und in Folge des Fabriksbetriebs in reichem Maaße vorhanden sind, wie z. B. der Ruß und

die Asche nicht in Anwendung gebracht werden. Abgesehn aber von der Beschaffenheit des Bodens üben die Kälte und die hereinwehenden Nordwinde den schädlichsten Einfluß aus, so daß Obstbau und Gartenzucht hier mit Ausnahme der Anlagen reicher Fabriksherren und Gutsbesitzer auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung stehen. Zu dieser ohnehin großen Unfruchtbarkeit gesellt sich noch eine in beklagenswerther Weise zunehmende Verschlechterung des Bodens durch den Anbau sogenannter „Handelsgewächse", unter welchen der in vielfacher Beziehung in bedenklicher Weise zunehmende Cichorienbau seine Hauptrolle spielt. Die, zu großen Bedrängnissen führende, Kartoffelkrankheit — da doch der Erdapfel hier zum großen Theile die Stelle des Brodes vertritt — verdient hier, trotz ihres vorübergehenden Charakters genannt zu werden.

Was nun die positive Einwirkung betrifft, so besteht diese — wenn wir uns für die vorher geschilderten Zustände der Ausdrücke „negative Wirkungen" bedienen durften, zunächst in der Steigerung der Lebensbedürfnisse. Während in warmen Landesgebieten der Arbeitslohn schon deßhalb niedriger sein darf, weil der Arbeiter auch mit niedrigeren Kosten seine Lebensbedürfnisse decken kann, und die Summe derselben durch die Subvention der Natur nur klein ist, fordert das rauhe Klima einen größeren Kostenaufwand. Durch die Winde werden Wohnungen früher baufällig, die Kälte erfordert einen größeren Holzverbrauch, wärmere Kleidung und was einen wesentlichen Faktor ausmacht, warme Kost. Da nun aber die Lohnverhältnisse dennoch hier niedriger sind als in warmen Gegenden, so tritt nothwendiger Weise Mangel an Einem oder dem Andern ein, und die Lebensbedürfnisse stehen in keinem Verhältnisse zu den wirklichen Lebensgenüssen. Dies der Grundcharakter der Noth durch klimatische Verhältnisse.

Die zweite Grundursache des Nothstandes ist die Uebervölkerung. Die Uebervölkerung in unserm Industriebezirke (es wohnen auf fünf Quadratmeilen über hundert-

tausend Seelen und zwar im Warusdorfer Bezirke 13,000, im Schluckenauer 13,700, im Rumburger 17,500 Seelen auf der Quadratmeile) führte ersteres zu einer ungeheuren Parcellirung, und daß bei allzugroßer Zerstücklung des Grund und Bodens sich keine durchgreifenden Verbesserungen einführen lassen, ist eine alte Thatsache.

Zweitens führte die Uebervölkerung zu einem unverhältnißmäßigen Anwachsen des Arbeiterstandes und in Folge dessen zu beständigem Ausgebot der Arbeit, wodurch dieselbe wie jede andere Waare im Preise sank oder was dasselbe ist, die Arbeitslöhne sich verminderten. Zu diesem ohnehin sehr großen Ausgebote der Arbeit gesellte sich noch durch die Einführung der Maschinen auf dem Gebiete der Spinnerei, Weberei und Druckerei. Da sich durch die Maschineneinführung auch der Gebrauchswerth der Handarbeit verminderte, so sank natürlich ihr Preis noch tiefer, durch das sich Stemmen der Handarbeiter gegen die Maschine nahm auch die Nachfrage nach Handarbeit ab, und wir sehen die Löhne immer tiefer sinken, während durch dieselbe Ursache der Uebervölkerung die Lebensmittelpreise beständig stiegen.

Endlich trug zur Erhöhung des Nothstandes in letzter Zeit das Aufhören verschiedener secundärer Nebenbeschäftigungen wesentlich bei. Von dieser wollen wir zunächst einen illegalen Erwerbszweig nennen, den wir, so sehr seine Existenz auch auf Gesetzübertretung beruhte, nicht übergehen können, wir meinen den Schmuggel. Es ist eine Thatsache, daß der Schmuggel ganze Dörfer ernährte. Ganze Familien Mann, Weib und Kind beschäftigten sich mit dem „Paschen". Es ist dies ein wunder Fleck der frühern Verwaltung, den wir hier berühren, aber wir können auch die Ueberzeugung aussprechen, daß sich dem Schmuggel wenigstens dem thatsächlichen Herüberschaffen der Waaren über die Grenze, bei der großen Ausdehnung, und in verschiedenen Fällen Unzugänglichkeit derselben durch Wälder und Schluchten, so wie bei der Vielarmigkeit des Schleichhandels und den vielen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, durch

Ueberwachung und strenge Gesetze ebensowenig steuern ließ, als dem Wucher. Durch Berge und Wälder nicht selten auch durch die allzugroße Cordialität der Grenzwächter mit den Bewohnern war der Schmuggel unterstützt und ganze Dörfer nährten sich durch ihn. Durch das Aufhören des Schmuggels in Folge der Zolleinigung wurden all' diese Schleichhändler genöthigt, sich andern Nahrungszweigen zuzuwenden und die Menge der Industriearbeiter wurde durch ihre Zahl noch vermehrt.

Einen wesentlichen Grund des Nothstandes bildet endlich der Mangel an Fortschritt und die Gleichförmigkeit der Beschäftigung unter den Arbeitern. Während die Forderungen der großen Unternehmer sich steigerten, blieb sich die technische Fertigkeit der Arbeiter fast gleich. Der Grund liegt darin, daß der Industriearbeiter, der sich selten zu einer andern Berufswahl als der ererbten, für seine Kinder entschließt, bei dem Mangel tüchtiger Gewerbeschulen, oder selbst bei dem Vorhandensein derselben ohne Lernzwang, um die Productionskraft des Kindes frühzeitig auszunützen, sein Kind bei sich in die Lehre nimmt. Dasselbe lernt hier nur so viel, als der Vater weiß und die Arbeit, die dem Kinde anerzogen wird, bekömmt den Character der Gewohnheit.

Dies sind im Allgemeinen die Grundursachen des Nothstandes in den nördöstlichen Industriebezirken Böhmens. Wenden wir uns nun in unserem Nächsten wieder zu den einzelnen Arbeiterklassen.

Dritter Brief.

Weber und Glaser.

Bei der Untersuchung der materiellen Lage der Arbeiter, zunächst der Industriearbeiter, genügt es nicht, wenn wir nur eine Klasse derselben näher ins Auge fassen. Wir haben daher auf unserer Reise durch das am zahlreichsten von Industriearbeitern bevölkerte Land der Monarchie, vorzüglich auf unserer Reise durch das nordöstliche Böhmen, die sich diesen Forschungszweck zum Ziele steckte, die meisten Zweige der Industrie, die wir angetroffen, einer nähern Prüfung unterzogen. Daß wir uns bei der Menge des Materiales nicht auf eine Darlegung der materiellen Verhältnisse und Löhne aller Gewerbetreibenden einlassen können, versteht sich von selbst, und wir wollen deßhalb diejenigen Leser, welche sich über die Lohnsätze der verschiedenen Handwerker unterrichten wollen, auf den statistischen Bericht der Reichenberger Handelskammer vom Jahre 1852 verweisen, in welchem die wichtigsten statistischen Angaben über die Lohnverhältnisse im Jahre 1851 in einer durch tabellarische Uebersichten sehr anschaulichen Weise zusammen gestellt sind.

Dennoch ist es nothwendig, um unsern Lesern wenigstens einen Einblick, wenn auch keinen vollständigen Ueberblick zu verschaffen, zwei Arbeiterklassen, vergleichend vorzuführen. Wir heben hiezu die beiden wichtigsten und zugleich zahlreichsten, die Weber und Glasarbeiter heraus.

Die Hausarbeit, wie wir sie bei den Handwebern angetroffen und in unserem letzten Briefe geschildert, ist die älteste Form der Industrie. Erst in der neuesten Zeit hat

man sich gewöhnt, unter einer „Fabrik“ ein größeres Etablissement zu verstehen, und einen Fabrikanten nur den Arbeitsgeber, den Chef eines solchen Etablissements zu nennen. Im eigentlichen Sinne des Wortes aber ist Jeder Fabrikant, der überhaupt fabricirt. Seitdem aber die Anwendung der Maschinen die Oberherrschaft über die Handarbeit zu gewinnen begonnen und die Maschinen der Centralpunkt der industriellen Production geworden, um den sich alle andern Arbeitskräfte schaaren mußten, hat sich mit dem Begriffe Fabrik, als einer die industrielle Production im Großen treibenden Macht, noch ein anderer Begriff verflochten, nämlich der der räumlichen Einheit. Sowie das „Wie“ des Schaffens der Hauptpunkt in dem Kampfe der Hand mit der Maschine ist, so ist's das „Wo“ des Schaffens in dem Kampfe der Hausarbeit mit der Fabriksindustrie.

Wir haben die traurige Lage des Hauswebers kennen gelernt. Könnte sich nicht ein geschickter Handweber wenigstens zweimal soviel als ein Fabrikarbeiter verdienen? Der Stand der Arbeitslöhne in den Fabriken ist, wie wir später sehen werden, ein weit besserer, und die Lage der Fabriksarbeiter daher eine weit günstigere. Verlassen wir indeß das Gebiet der Weberei und wenden wir uns der Glasindustrie zu, wo uns günstigere Verhältnisse entgegenblicken.

Die Glasindustrie Böhmens gehört bekanntlich zu den weltberühmtesten Zweigen des Gewerbfleißes unserer Monarchie, und die Ausstellungen zu London und München, sowie zu Paris, wo jedoch viele unserer heimischen Fabriken nicht vertreten waren, haben dies neuerdings bewiesen. Durch das ausgezeichnete Rohmaterial — denn in den böhmischen Glashütten werden fast durchgängig inländische Producte verbraucht — war die Glaserzeugung von jeher in Böhmen sehr begünstigt, und dies ist auch gewiß der Grund ihrer großen Ausdehnung. Wenn in jüngster Zeit Besorgnisse für diese Industrie aufgetaucht sind, so stehen diese mit der Brennstofffrage in Verbindung und hängen demnach mit den Verkehrsverhältnissen des nordöstlichen Böhmens im Allge-

meinen auf das engste zusammen, worauf wir später zurückkommen werden. Namentlich ist es die Holztheurung, welche auf diesen Industriezweig einwirkt. Viele Glashütten liegen mitten im Walde, hätten sie aber die für Besitzer und Arbeiter mit großen Unannehmlichkeiten verbundene unbequeme Lage gewählt, wenn sie nicht auf die Billigkeit des Holzes gerechnet haben würden? Die Waldungen schienen unerschöpflich. Die Folge zeigte, daß das nicht in diesem ausgedehnten Maße der Fall sei und die Holzpreise stiegen. Für die Einfuhr der Kohle, deren Verwendung für die Glashütten so oft bevorwortet wurde, liegen sie zu versteckt und von den Communicationswegen zu entfernt. Kein Wunder, wenn viele Hüttenbesitzer jetzt wünschen, daß ihre Oefen lieber im Flachlande in der Nähe einer ergiebigen Kohlengrube liegen mögen. Abwarten, wird indeß das gerathenste Mittel für diese Besitzer sein, denn die neu angebahnten Schienenwege werden und müssen auch diesem Industriezweige bald die nöthige Hilfe bringen.

Wie die Weberei, so zerfällt auch die Glasarbeit in verschiedene Zweige, die jedoch noch weit mannigfacher als bei der erstern sind, was sich eigentlich von selbst versteht, da es sich bei der Weberei nur um die verschiedene Qualität des Gewebes handeln kann, die Arbeit des Webers aber dieselbe bleibt, während bei der Glasarbeit ganz verschiedene Verrichtungen vorkommen. Daher kommt es, daß auch die Arbeitslöhne bei der Glasindustrie viel schwankender und verschiedener sind, als bei der Weberei. Die Glasindustrie zerfällt im nordöstlichen Böhmen in folgende Unterabtheilungen: 1. die Erzeugung, die nun wieder in die Hohl- und Krystallglas-, Spiegel- und Quincaillerie-Erzeugung zerfällt; 2. die Glasschleiferei oder Glasschneiderei; 3. die Glasmalerei und das Vergolden; 4. das Graviren und endlich die Spiegelfabrikation, die jedoch hier nur durch ein großartiges Etablissement, das gräfl. Kinski'sche zu Bürgstein vertreten ist, wo wir einen Arbeitslohn von 20—40 kr. täglich gefunden haben.

Von allen diesen Zweigen läßt sich eigentlich nur die Glasschleiferei mit der Hausweberei vergleichen, denn bei allen übrigen Glasarbeiten findet ein entschieden höherer Arbeitslohn statt, und der Arbeiter gehört in die Kategorie der Fabriksarbeiter, theils sogar jener der Künstler an, wenn wir uns dieses Ausdruckes für das Kunsthandwerk bedienen wollen.

Die Glasschleiferei hat wie die Hausweberei ihren Sitz in den Wohnungen der Arbeiter. Sobald wir die Gegend von Zwickau und das durch seine Glasindustrie berühmten Tannwald, so wie die Dörfer um Haida betreten, treffen wir allerorten die sogenannten Schleifmühlen. Allein wie verschieden ist das Leben, das wir in denselben antreffen, von dem, welches wir in den Weberwohnungen gefunden. Eine freundliche, lichte Wohnung nimmt uns auf, die gewöhnlich aus zwei Stuben, der Arbeits- und Wohnstube, besteht. Blumen zieren die Fenster; der Boden, durch welchen die Bänder der Wasserräder gezogen sind, ist gedielt, kurz, das ganze Ensemble macht einen viel freundlicheren Eindruck. Ein fröhlicher Gesang mischt sich mit dem Surren der Schleifsteine, und der knapp am Häuschen vorbeifließende Bach plätschert den Takt dazu. Harmlos und friedlich sitzen die Leute an ihrer Arbeit, die Furcht vor Arbeitslosigkeit ist ihnen im Vertrauen auf ihren Fleiß fremd. Und dennoch sollte man glauben, ist ja die Glasperle kein so wichtiger Artikel als der Stoff, den der Weber fertigt? Wir befinden uns hier in einer Gegend, die der Luxus ernährt. Aber wie viele Dandys müssen sich mit eleganten Westenknöpfen versehen, ehe eine Schleiferfamilie sich das Brod für einen Tag erwirbt. Ein fleißiger Glasschleifer erhält hier 18 kr. für den Tag, an dem er 40—50 Dutzend Knöpfe fertig schleift, deren jeder an acht Flächen geschliffen werden muß. Für 40 Schnüre venetianischer Perlen, deren jede einzelne geschliffen werden muß und dem Schleifer roh und rund übergeben wird, erhält ein Arbeiter 1 fl. 20 kr. Die Glasschleifer sind schon von vornherein in besserer Lage als

die Weber, weil, während diese ganz auf das Erzeugniß ihrer Hand angewiesen sind, sich den Glasschleifern die Natur selbst als Werkzeug darbietet. Die Benützung der Naturkraft ist hier in ausgedehnter Anwendung, jedes Bächlein wird benützt, um durch seine Kraft den leicht beweglichen Schleifstein zu drehen. Die Schleifsteine je nach der Verschiedenheit der Arbeit, von Stein, Holz oder Stahl, sind hier überall in horizontaler Richtung angebracht und Männer, Frauen und Kinder in gleicher Weise beschäftigt. Die Glasschleiferei steht auf der Grenzscheide der Arbeit und der Kunst, und vielleicht ist es die Weihe der Kunst, die dieser thätigen Arbeitsklasse ein heitereres Leben verleiht, als es den Webern gegönnt. Wir sagen heiterer, weil uns der Anblick heiterer stimmte. Die Summe der Lebensgenüsse ist aber auch hier noch auf ein erstaunliches Minimum reducirt. Der Brodverbrauch ist zwar hier ein bereits größerer und die Suppe ist an die Stelle des Zichorie getreten; es bleiben aber für die Nahrung der Familie dennoch nicht mehr als 24 Kreuzer täglich übrig. Allein auch bei der Glasschleiferei — wir verstehen darunter nur die Trinkgläser- und Flaschen-, sowie die Bijouterie-Schleiferei — findet eine große Verschiedenheit der Arbeitslöhne statt; denn mit der größeren und geringeren Geschicklichkeit des Arbeiters steigt oder fällt der Lohn, während bei den Webern, ja selbst bei den Damastwebern ihn die Quantität der Erzeugung bestimmt. So erblicken wir — während die Handweberei ohne wesentliche Verbesserungen in ihrer seit Jahrhunderten bestehenden Form ein kümmerliches Leben fristet — bei der Glasschleiferei bereits den Lebensnerv des gesammten Gewerbfleißes: die Concurrenz. Die Concurrenz unter den Arbeitern ist es, die unsere Glasindustrie auf jene Stufe emporbrachte, die sie heute einnimmt und die ihr ihren gegenwärtigen hervorragenden Platz auf dem Weltmarkte für die Dauer sichert. Wo aber Concurrenz stattfindet und der Arbeiter selbst — wie wir dies bei den Glasschleifern gefunden — die Nothwendigkeit derselben einsieht, da sind auch die Lebensverhältnisse, wenn nicht äußere

Zufälle, wie allgemeine Theuerung, eintreten, immer günstiger, und bei noch so geringem Lebensgenusse sehen wir doch immer mit der Strebsamkeit eine gewisse Lebensfreudigkeit gepaart. Diese Strebsamkeit ist aber sehr verschieden von dem gleichförmigen, nur auf die fragliche Erzielung einer bestimmten täglich gleichen Arbeitsmenge bedachten, Fleiße, der mit der Furcht vor der Maschine vereint, so erdrückend auf den Weber wirkt. Während wir daher bei den Webern überall, mit Ausnahme der Leinweber, auf welchen jedoch die Selbstständigkeit noch erdrückender lastet, dieselbe Abhängigkeit von dem Brodherrn gefunden, sind uns bereits bei der Glasindustrie Fälle begegnet, wo der Arbeiter, sich von der Lohnarbeit lossagend, zu einem selbstständigen Betriebe emporgeschwungen. So fanden wir in der Nähe von Zwickau einen Mann, der, allein arbeitend, täglich 300 Dutzend Knöpfe, eine unerhörte Menge, die jährlich über eine Million Knöpfe ausmacht, fabricirt. Es läßt sich, gelegentlich bemerkt, aus dieser Production eines Einzelnen auf die ungeheure Beliebtheit und Consumtion dieses eine ganze Gegend ernährenden Artikels schließen. Bei der Glaserzeugung herrscht fast durchgängig Fabriksbetrieb in größerem Maßstabe, daß sich einzelne Gewerbsleute mit der Glaserzeugung beschäftigen, haben wir in sehr vereinzelten Fällen angetroffen, und diese Wenigen, fabricirten lediglich Farbenglas. Interessant ist es, wie geheimnißvoll diese Unternehmer bei Erzeugung der Farben zu Werke gehen. Selbst die Hilfsarbeiter erfahren von dem Geheimnisse nichts, das sich von Vater auf Sohn forterbt. Der greise Egermann, der zu europäischer Berühmtheit gelangte Nestor unserer heimischen Glasindustrie, hat die manigfachsten Glasfarben erfunden. Sein Musterbuch weist über 100 verschiedene Muster aus. Doch ist sein Schweigen über das „Wie" der Prozesse unerschütterlich, wie ein Fels. Der liebenswürdige, trotz seines hohen Alters, noch immer rührige Greis, hat sich sehr bitter über Geheimnißdiebstähle gegen uns geäußert, die an ihm begangen wurden. Besonders mißtrauisch ist Egermann gegen seine

spanischen und portugiesischen Lehrlinge, die noch jetzt, wenn auch nicht mehr in so großer Anzahl, wie vor Jahren, aus der pyrenäischen Halbinsel nach Haida kommen, um diesen Industriezweig zu erlernen. Dennoch ist Egermann's Rubinglas noch nirgends mit Erfolg nachgeahmt worden, und keiner der Versuche konnte die Pracht dieses Rubinglases erreichen, dessen Geheimniß, so wie das der Glaserzeugung aus Pflanzenstoffen — die wir gleichfalls noch nirgends angetroffen — Egermann tief in seiner Brust verschließt. Auf dieser Geheimnißwahrung beruht der Vorrang, den die böhmische Glasindustrie auf dem Weltmarkte genießt und es läßt sich schon aus der althergebrachten Herkömmlichkeit derselben auf das hohe Alter der Glasindustrie in Böhmen schließen. Schon die Glasmalerei, sowohl auf Pokalen, als die der Kirchenfenster, weist auf das hohe Alter der böhmischen Glasindustrie hin, und es ist Thatsache, daß die gegenwärtigen Glasmalereien weit gegen die schon Jahrhunderte alten zurückstehen. Jedenfalls beginnt die Blüthe der böhmischen Glasindustrie gleich nach dem Ende des Hussitenkrieges. Im Jahre 1617 wurde im Riesengebirge die erste Glashütte zu Schreiberthan im Hoffnungsthal von Wolfgang Preußler errichtet. Im Jahre 1732 wurde an der Stelle der eingegangenen Seiffenbadter Hütte eine große Hütte zu Neuwelt errichtet, und damit der Grund zu der berühmten gräflich Harrach'schen Glasfabrik zu Neuwelt (Neuwald) gelegt. Im Jahre 1764 wurde sie von der Herrschaft angekauft.

Der Arbeitslohn in den Glashütten ist dem Anscheine nach sehr hoch, er beläuft sich bei den eigentlichen am Ofen arbeitenden Glasmachern in der Antoniahütte, in Schatzlar und Neuwelt auf 1 fl. 30 kr. bis 2 fl., in Kreibitz und Christiansthal auf 1 fl. bis 1 fl. 30 kr. pro Arbeitstag, die Woche wegen Reparatur des Ofens auf 5 Arbeitstage gerechnet. Indessen darf man aus diesen anscheinend hohen Löhnen, noch nicht auf die günstige Lage der Arbeiter schließen. Schon die Höhe des Lohnes beweist, daß sich nur Wenige für diese Hüttenarbeit melden, weil

das mit dieser Arbeit verbundene Risico sehr groß ist. Durch die beständige Handhabung des Rohres werden die Athmungswerkzeuge sehr angegriffen und Lungenlähmungen sind bei den Glasmachern an der Tagesordnung. Man muß ferner bedenken, daß bei diesen Arbeitern die Lebensbedürfnisse bei weitem größer sind, als bei andern, und namentlich der Bierbedarf sehr beträchtlich ist, da das Wassertrinken bei der, den Durst befördernden, Arbeit am Ofen schädlich. Rechnen wir ferner hinzu, daß der Glasmacher 10 Wochen hindurch wegen Umsetzens des Ofens arbeitlos ist und die Zahl der wöchentlichen Arbeitstage sich in vielen Fabriken bloß auf Drei beläuft, an welchen er auch nur den Lohn erhält; daß sich endlich jeder Arbeiter noch einen Hilfsjungen halten muß, wozu freilich in den meisten Fällen die eigenen Kinder verwendet werden, so werden wir sehen, daß die Arbeitslöhne durchaus nicht so hoch sind, als es auf den ersten Blick den Anschein hat.

Was nun die zweite Stufe der Glasfabrikation der Raffinerie betrifft, so haben wir den der Hausarbeit angehörigen Zweig derselben die Glasschleiferei bereits betrachtet. Die kunstvollere Arbeit wird fast durchgängig nur in den Fabriken betrieben, und ihr Hauptsitz ist Haida. Wir haben die Lohnsätze in der Egermann'schen Fabrik ziemlich hoch gefunden, und Graveurs gesehen, die bis 3 fl. pr. Tag erhalten, was, wenn man die kunstvollen Arbeiten derselben betrachtet, eigentlich gar nicht viel erscheint, es aber dennoch ist, wenn wir die Bildung dieser Künstler einer Prüfung unterziehen. Man darf keineswegs an geschulte Zeichner denken. Wir haben Zeichner gesehen, die die kunstvollsten Arabesken, die geschmackvollsten Tableau's die verschlungensten Namenszüge aus freier Hand ohne Vorzeichnung in's Glas schleifen, ohne lesen oder schreiben zu können. Wie eine Rose im Walde, blüht hier die Kunst. Hundert von Talenten schlummern hier und harren der Pflege. Zu welchen Betrachtungen über den traurigen Zustand der Bildung, oder besser gesagt, der Bildungslosigkeit mahnt uns nicht die Urwüchsigkeit, dieser Künstler, wir sagen Künstler,

denn diesen Namen verdienen sie alle, die blos der Eingebung des Genius folgend, so schöne Gebilde vollenden. Der Glaszeichner bedient sich nicht etwa wie ein Graveur eines Instrumentes. Er sitzt vor einem durch Wasserkraft getriebenen rottirenden Rädchen und hält das Gefäß, in welches das Rädchen die Zeichnungen einschneidet, in freier Hand. Möchte man glauben, daß mit diesem Rädchen ohne die geringste Bildung des Künstlers, die schönsten Landschaften, Schlachtenzeichnungen, Thierstücke ausgeführt werden können? Es ist wahr, die Fabrikate der Egermann'schen Fabrik sind in allen Weltgegenden bekannt und haben die Herrschaft auf dem Weltmarkte erlangt; allein drängt sich uns nicht unwillkührlich der Gedanke auf, was eine von so begabten Künstlern unterstützte Fabrik noch Größeres und Höheres leisten könnte, würde für die Ausbildung dieser Arbeiter gesorgt werden! Der gute Wille und die Anlagen sind groß genug, allein es fehlt die Schule, es fehlt für diesen Industriezweig speciell die Zeichenschule.

Nicht minder günstig ist die Lage der Glasbijoutterie-Arbeiter, die ihren Hauptsitz zu Gablonz und Tannewald haben. Der Absatz für die Glascompositionen hat in den letzten Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen und die mit Fertigung falscher Edelsteine beschäftigten Arbeiter gehen sogar unserer Ansicht nach, einer heiteren Zukunft entgegen, wenn durch die Einführung billigeren Brennmaterials die Productionskosten sich vermindert haben werden, denn durch die Zunahme des Luxus in Prunksachen steigt der Verbrauch falscher Waaren in demselben Grade, als die Consumtion der ächten mit der Abnahme der Capitalien sich vermindert. Es ist ein arges Zeichen der Zeit, das seinen bedenklichen Einfluß auf die Industrie nicht verhehlt, daß der äußere Schein, die für den Moment nur dauernde gefällige Außenseite den Preis der Waare zu reguliren beginnt. Welcher Schwindel wird nicht heute mit den Aechtheitsgarantien da getrieben, wo die Waare schon in dem billigen Preisansatze das Aushängschild der Verfälschung trägt?

Vierter Brief.

Die Fabriken und die Fabriksarbeiter.

Günstiger als die der Handarbeiter, ist, wie wir bereits erwähnt, die zweite Klasse der arbeitnehmenden Bewohner des nordöstlichen Böhmen, die der Fabriksarbeiter gestellt. Worin besteht dieses günstigere Moment? Zunächst in der größeren Sorglosigkeit! Der Fabriksarbeiter kann fast immer auf Beschäftigung rechnen, so lange das Fabriksetablissement überhaupt, dem er seine Kraft vermiethet, im Gange ist, und dies geschieht, so lange kein großes vernichtendes Zeitereigniß ein allgemeines Zusammenstürzen herbeiführt. Wenn wir durch die Fabriken wandern, so tritt uns fast überall eine Vertrauen gebietende Solidität entgegen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiete des [illegible]wesens, daß gerade jene Etablissements, deren Chefs sich erst emporgeschwungen, und gewissermaßen von der Pique auf gedient, gewöhnlich auf festerem Grunde stehen, als diejenigen, welche von Capitalisten, die sonst einen ausgedehnten Credit besitzen, nur mit der Absicht angelegt worden, ihre Capitalien möglichst hoch zu verzinsen. Der Grund liegt auf der Hand, der Industrielle, der sich selbst emporgeschwungen, kennt das innere Getriebe seiner Unternehmung, wird daher stets die Oberaufsicht des Ganzen behalten, immer einen klaren Einblick in den Gang derselben haben und sich stets selbst nur als den ersten Arbeiter betrachten, während der Capitalist, den Betrieb fremden Händen überlassend, sein Etablissement leider nur zu oft in der Art als sein Eigenthum betrachtet,

wie man etwa ein kostbares kunstvolles Uhrwerk sein Eigenthum nennt, das man allenfalls von Zeit zu Zeit beschaut, um das große Schauspiel, wie die Räder in einander greifen, zu bewundern. Auch bei der Gewinnsberechnung betrachtet sich der ächte Fabriksherr als ersten Arbeiter und nimmt als solcher gewissermaßen nur einen höchsten ersten Arbeitslohn für sich in Anspruch, den er erhält, wenn sich im Vergleiche der Ausgaben zu den Einnahmen ein großer Ueberschuß der letztern ergibt. Der Capitalist, sitzt oft Tagreisen weit von seinem Etablissement entfernt, und rechnet nach Zinsen. Zeigen sich diese als ungenügend, so wird er keinen Anstand nehmen, die Arbeit einstellen zu lassen, die Maschinen zu verkaufen, das Gebäude zu verpachten, die Arbeiter zu entlassen und sein Capital dann in eine lucrativere Unternehmung zu stecken, Actien, die hohe Dividende tragen, zu kaufen. Widerfährt seiner Unternehmung ein Mißgeschick durch Elementarereignisse, so wird er es als ein Unglück betrachten, als einen Verlust und in vielen Fällen gar nicht an eine Wiederherstellung denken. Das thut aber kein Industrieller, er wird, wenn ein Jahr einen geringen Gewinn, ja einen Verlust bringt, seinen Muth nicht sinken lassen, er wird sich mit aller Kraft gegen den Sturz seiner Unternehmung stemmen, und widerfährt ihm ein Unglück, wird seine Fabrik ein Raub der Flammen, so wird er Alles daran setzen, sein Erspartes herausgeben, um den Betrieb mit erneuerter Energie wieder herzustellen, aber er wird sich stets vor gefährlichen Speculationen, denen die Capitalisten gewöhnlich nicht abhold sind, hüten und den Schwindel ferne halten.

In unserm Industrielande haben wir mit nur wenigen Ausnahmen fast lauter Etablissements gefunden, die sich von Nichts zu hoher Blüthe emporgeschwungen. Wir haben Fabriken gefunden, die durch elementarische Ereignisse bis auf den Grund vernichtet, in kurzer Zeit, sich wieder emporgeschwungen, ja wir haben die Bemerkung gemacht, daß grade solche Etablissements dann durch die erhöhte Umsicht und Energie der Unternehmer sich zu noch größerer Blüthe als

ehedem hoben; denn Schaden macht klug und die Klugheit bringt Nutzen.

Schwindel haben wir nirgends angetroffen. Doch einmal! Aber wie sieht es in diesem verödeten Gebäude aus, der Chef ist in einen andern Welttheil entflohen, die Famile in Elend. In dem Raume, wo, laut die Emsigkeit verkündend, die Maschinen standen, herrscht ein schauerliches Schweigen; die Thüren, welche zu den spärlichen Waarenlagern führen, sind versiegelt, zerbrochene Fensterscheiben, verfallene Schornsteine erblicken wir überall; die Wege, welche zu dem Gebäude führen sind verschüttet und Gras wächst an seiner Schwelle, alles kennzeichnet den Verfall!

Doch ist dieses Bild nur eine Seltenheit. Im Ganzen machen die Etablissements des nordöstlichen Böhmen einen weit erfreulicheren Eindruck auf uns, als die düstern Fabriksgebäude, die wir in der unmittelbaren Umgebung großer Städte finden. Welches geschäftige, lebensfrische Treiben finden wir an den westlichen Ausgangspunkten unseres Industriebezirkes in Tetschen und Bodenbach, wo die Fabriksindustrie bereits fast allein dasteht, ohne Hilfe der Hausarbeit und wie all' die Begriffe, welche wir gewöhnlich mit dem „großen Fabriksbetriebe im modernen Sinne" zu verbinden pflegen, verkörpert finden. Und wie traulich ist es andererseits in den Fabriken Warnsdorfs und Reichenbergs, wo wir das allmälige Uebergehen des Fabriksbetriebes im Sinne des älteren Sprachgebrauches, der in's Große betriebenen Hausarbeit, in den Fabriksbetrieb der Neuzeit die Maschinenwirthschaft fortschreiten sehen.

Die Stellung der Arbeiter in diesen Fabriken ist schon darum eine günstigere, weil zwischen Arbeitsgebern und Arbeitsnehmern das innigste Verhältniß herrscht, und deßhalb günstiger als in den von Capitalisten oder auf Actien gegründeten Etablissements, obzwar in diesen der Stand der Arbeitslöhne ein gleichmäßigerer, oft statutengemäßer ist. Dafür betrachtet sich aber der ächte Industrielle gleichsam als Collegen seiner Arbeiter, lernt ihre Lage und Bedürfnisse kennen,

sucht ihnen soviel als möglich zu Hilfe zu kommen, wenn auch der Lohn, den er seinen Arbeitern gibt, denselben Schwankungen unterworfen ist, als der sogenannte höchste Lohn, der Gewinn des Ganzen, den er für sich in Anspruch nimmt. In seinem Verhältniß zum Handarbeiter betrachtet, besteht aber die günstigere Lage des Fabrikarbeiters, abgesehen von dem fast doppelt so hohen Lohn, noch in vielen Nebenumständen.

Während der Lohn- oder Handarbeiter, der dem Fabriksherrn oder großen Unternehmer Akkordarbeit liefert, seinen Lohn erst nach Ablieferung eines Stückes, ohne Rücksicht auf die Dauer der Arbeit, erhält, bekömmt der Fabriksarbeiter täglich seinen Lohn ausgezahlt. Wird er krank, so erfährt der Fabriksherr augenblicklich davon, wird Hilfeleistung schwerlich fehlen lassen und ihm den Tagelohn kaum versagen. Stößt aber einem Häusler ein Unglück zu, so ist es möglich, daß der Arbeitsgeber erst nach Wochen, erst wenn es schon zu spät ist, davon unterrichtet wird.

Der Fabriksarbeiter hat keine Auslagen für Werkzeuge und sonstige Hilfsmittel zu tragen, und in denjenigen Fabriken, wo Verköstigung der Arbeiter eingeführt ist, kann er den erhaltenen Lohn als Reingewinn betrachten. Im Winter gesellt sich noch der Umstand hinzu, daß er, da seine ganze Familie gewöhnlich von der Fabrik beschäftigt wird, nicht für die Heizung seiner Wohnung während des Tages zu sorgen hat. Der bessere Gesundheitszustand, den wir bei den Fabriksarbeitern finden, rührt wohl auch von ihrer gleichmäßigeren Lebensweise und dem Aufenthalte in den großen luft- und lichtreichen Fabrikssälen her, während der Handarbeiter bei ungleicher Kost, ungleicher Arbeitsmenge, noch in seinen ungesunden, den ganzen Tag über, selbst im Sommer geheizten Wohnungen, zubringen muß. Endlich muß in Betracht gezogen werden, daß der Fabriksarbeiter jede Minute verwerthen kann, während der Handarbeiter, wenn er Commerzialarbeiter ist, einen Theil seiner Zeit für den Handel, wenn er Lohnarbeiter ist, und entfernt von der Fabrik

wohnt, einen Theil seiner Zeit, für das Abholen des Rohmateriales und Abliefern des fertigen Stoffes braucht. Was die Höhe des Lohnes betrifft, so zeigt es sich, daß der niedrigste Fabrikslohn, den höchsten Lohn des Hausarbeiters noch immer übersteigt und sich jedenfalls als um das Doppelte oder Dreifache höher, als der niedrigste Lohn des Hausarbeiters erweist.

Fünfter Brief.

Frauen und Kinder in Fabriken.

Wir haben bis jetzt in unseren Briefen die günstige Lage des Fabriksarbeiters, der Noth des Handarbeiters gegenüber haltend, immer die Lichtseiten der Maschinenwirthschaft hervorzukehren gesucht, werfen wir nun einen Blick auf die Nachtseiten derselben. Als eine solche müssen wir zunächst die Verwendung der Kinder in Fabriken bezeichnen, wenn sie, wie in vielen Etablissements des nordöstlichen Böhmens, in einer das richtige Maß überschreitenden Weise Platz gegriffen. Wenn wir von Kindern sprechen, so verstehen wir darunter solche beiderlei Geschlechts, die das vierzehnte Jahr noch nicht erreichten, also noch in der Entwickelung begriffen und — Ausnahmen können wir nicht in Betracht ziehen — für die Arbeit noch nicht tauglich sind. Schwer und leicht sind bei der Maschinenwirthschaft weniger relative Begriffe als bei der Handarbeit, weil durch die gleichförmige Arbeit der Maschinen und ihrer Lenker das Maß der Anstrengung weniger nach dem „Wie" als nach dem „Wie lange" ihrer Dauer berechnet werden muß. Arbeitet also ein Knabe zwölf Stunden des Tages bei der Maschine, so ist seine Arbeit ebenso schwer als die eines Mannes, sie hat denselben innern Werth, aber ihr Preis ist bedeutend niedriger, denn das Kind bekommt einen weit kleinern Lohn, weil es eben ein — Kind ist. Dies ist nun eine der größten Ungerechtigkeiten, die wir in Fabriken gefunden; freilich sagen die Fabriksherren, der kleine Lohn steht mit den kleinen Bedürfnissen

der Kinder in Einklang. Was hat aber — fragen wir — sich der Arbeitsgeber um das Maß der Bedürfnisse seines Arbeiters zu kümmern, um nach diesem den Lohn zu bestimmen, oder wird ein Fabriksherr — was logisch aus diesem Verfahren folgt — dem verheirateten Arbeiter einen größern Lohn geben als dem unverheirateten, weil jener zu Hause größere Bedürfnisse hat? Dazu wird sich kein Fabriksherr bequemen, und dennoch geben sie bei gleichem Werth der Arbeit den Kindern den kleinsten Lohn. In England hat diese Kindersclaverei die höchste Stufe erreicht, und dennoch ist sie dort am ehesten zu rechtfertigen, weil sonst die Kinder, ohne den bei den englischen Lebensmittelpreisen enorm kleinen Wochenlohn von 3—4 Schillingen, dort gar Nichts zum Leben hätten. In Frankreich, wo bekanntlich eigene Fabriksgerichte bestehen, ist durch diese den die Kraft des Arbeiters überspannenden Anforderungen und der Unterschätzung der Leistungen eine gewisse Schranke gesetzt. In Böhmen ist von jener übertriebenen Ausnutzung der Kindeskraft zwar wenig zu finden, aber die numerische Beschäftigung der Kinder ist in einer Weise gestiegen, die mit den Populations-Verhältnissen kaum in Einklang zu bringen ist, und die Arbeitslöhne der Kinder sind in einer Weise gesunken, daß wir es für unsere Pflicht halten, diese Mißverhältnisse einmal zur Sprache zu bringen. Wir wanderten durch die Fabriken und fanden zunächst in den Webereien bei den Powerlooms und Spinnereien bei den Selfactors (Selbstspinnmaschinen) fast durchgehends Kinder, und zwar bei den erstern beiderlei Geschlechts; bei den letztern größtentheils Knaben beschäftigt. Ein Fabrikant setzt allein nahe an 1000 Kinder auf seinen Etablissements zu Reichenberg, Swarow und Haratiz in Thätigkeit. Bedenken wir nun, daß solch ein Kind dieselbe Arbeit verrichtet als ein Mann verrichten könnte, so dürfen wir noch überdies nicht außer Acht lassen, daß die mit der Maschinenarbeit verbundene Gefahr bei den Kindern durch ihre Erfahrungslosigkeit im Umgange mit der Maschine eine doppelt große ist, ja wir haben die Bemerkung gemacht, daß

ein großer Theil der Verunglückten aus Kindern besteht, die durch ein unvorsichtiges oder unwissendes Umgehen mit der Maschine zu Krüppeln geworden, und mehrfach den Fall gefunden, daß ein Kind, dem die Maschine einen Arm oder sonstiges Glied abgerissen, kurz nach der Heilung wieder zur Fabrikarbeit verwendet wurde. Daraus sollte man glauben, daß der Lohn der Kinder in den Fabriken in Anbetracht ihrer Leistungen ein mit diesen harmonirender sein müsse. Davon haben wir aber das gerade Gegentheil gefunden. Im Ganzen hat sich als Ergebniß unserer Forschungen herausgestellt, daß sich der Arbeitslohn des Kindes zu dem des Mannes durchschnittlich wie 1 : 3 verhalte. Da aber die Berechnung der Arbeitslöhne in einzelnen Fabriken nach der Arbeit, in andern pr. Tag geschieht, so müssen wir, um uns einen Ueberblick zu verschaffen, die Löhne auf ihre jährliche Durchschnittsgröße zurückführen. Daraus ergeben sich folgende Daten für die Arbeitslöhne:

Beschäftigung	Lohn der Männer	Lohn der Kinder
Bei der Leinweberei	81 fl.	27 fl.
„ „ Baumwollenweberei	90 „	30 „
In Papierfabriken	135 „	45 „
„ Leinenspinnereien	145 „	55 „
„ Streichgarnspinnereien	148 „	49 „
„ Kammgarnspinnereien	160 „	53 „
„ Baumwollenspinnereien	192 „	63 „
„ Glashütten	195 „	65 „
„ Weberkam- u. Kratzenfabr.	208—216 „	70—85 „

Wir sehen also, daß die Löhne nicht nach der Geschicklichkeit des Arbeiters, sondern nach der Wichtigkeit des Fabrikates steigen. So wird z. B. in den für die Tuchfabrikation unentbehrlichen Kratzenfabriken der höchste Lohn gezahlt, und das Kind erhält bei gleicher Beschäftigung im Verhältniß zum Manne einen kleineren Lohn.

Die Bereitwilligkeit der Eltern, die Kinder zur Fabriksarbeit herzugeben, trug nicht wenig zu diesem Sinken der

Löhne bei, und durch die Billigkeit dieser Arbeitskräfte entstand eine immer größere Nachfrage nach Kindern, die an einzelnen Plätzen förmliche Kinder-Auswanderungen in die benachbarten Fabriksorte, wo Alle Arbeit zu finden hofften, zur Folge hatten. So finden wir in manchen deutschen Fabriksplätzen des nordöstlichen Böhmen bereits böhmische (czechische) Arbeitskinder beschäftigt.

Diese Verwendung der Kleinen rief eine gewisse Concurrenz zwischen Eltern und Kindern hervor, die sich zu der ohnehin vorhandenen Concurrenz zwischen Hand und Maschine gesellend, nicht wenig zur Verschlimmerung der materiellen Verhältnisse im Industriebezirke beigetragen hat.

Fragen wir aber, ob die beschäftigten Kinder wirklich zufrieden sind, so müssen wir mit Nein antworten. Als mir ein Fabriks-Ingenieur versicherte, daß die Kinder Alle zufrieden seien, fing ein nicht weit entfernt arbeitender Junge heftig zu weinen an. Mit Glockenschlag 12 that die Dampfmaschine im Erdgeschoß den letzten Athemzug. Alle Räder standen plötzlich still und die Mittagsglocke ertönte. Ich stand im Portale und sah zu, wie sich die Arbeiterschaaren aus allen Räumen des Etablissements einer Völkerwanderung gleich hinauswälzten. Als auch der Junge an mir vorüberkam, fragte ich ihn, warum er geweint hätte? Er sagte kurz, weil er sich für seinen Tagelohn nicht satt essen könne! **Haec fabula docet**, daß uns Fabriksgerichte noth thun!!

Es ist wahr, daß die Billigkeit der Arbeitskräfte im nordöstlichen Böhmen es ist, die all' den Hindernissen, die für den Fabriksbesitzer aus den Brennmaterial-Calamitäten, aus den mangelhaften Verkehrsmitteln erwachsen, die Stange bietet; es ist wahr, daß die Billigkeit der Arbeitslöhne die Basis ihrer Reichthümer ist, aber deßhalb ist eine Unterschätzung des Arbeitswerthes noch nicht zu rechtfertigen.

Werfen wir nur noch einen Blick auf die moralischen Bedenklichkeiten, die sich uns bei der Betrachtung der Kinder in Fabriken aufgedrungen. (Auch der gemeinschaftlichen Be-

schäftigung von Knaben und Mädchen in den schwülen Fabriksälen verdiente in sittlicher Beziehung Erwähnung gethan zu werden.)

Schon im frühesten Alter wird dem Kinde die Fabrik als Ort seiner künftigen Wirksamkeit für alle Zeiten vorgezeichnet, und ihm so der Muth, nach etwas Besserem zu streben, von vorherein benommen. Die Aneignung einer gewissen Fertigkeit in der Maschinenbeschäftigung wird als nothwendig erachtet, alles Uebrige bei Seite geschoben. Was können wir aber von einer Menschenklasse erwarten, die von frühester Kindheit nur einen einzigen mechanischen Handgriff erlernt? Durch das Maschinengeklapper, die einzige Musik, die das Kind von seinem zartesten Alter an, zu hören bekommt, wird jeder andere Sinn ertödtet, und der Mensch wird zum Werkzeug, dünkt sich zum Werkzeug geboren. Das ist die unmittelbare Folge der Beschäftigung der Kinder in Fabriken, wenn sie den sclavenähnlichen Charakter, den sie im nordöstlichen Böhmen anzunehmen droht, wirklich annimmt.

Minder große Bedenklichkeiten, aber doch noch immer Bedenklichkeiten hat die allzu ausgedehnte Beschäftigung der Frauen und Mädchen in den Fabriken. Der Lohn ist gewöhnlich um ein Drittel niedriger, als der für männliche Arbeiter. Wir finden fast überall weibliche Arbeitskräfte dieselben Arbeiten verrichten, wie die männlichen, was wir im Grunde nicht tadeln können, da durch diese Beschäftigung doch für den Unterhalt der Menschen gesorgt wird, allein es wäre eine Organisation sehr zu wünschen, durch welche besonders die Beschäftigung männlicher und weiblicher Arbeiter in denselben Sälen vermieden werden sollte, eine Sitte, die in unserm Industriebezirke, wo, wie wir bereits früher bemerkten, die Zahl der Heiraten ohnehin von Jahr zu Jahr abnimmt, die Demoralisation fördert, und der Prostitution in die Hände arbeitet. Gibt es doch Arbeiten genug, bei welchen die weibliche Arbeitskraft ausreicht, ja viele, die von dem Weibe weit sorgfältiger besorgt werden könnten.

Aus all' dem erhellt es, daß es unserem Industrielande

an Fabriksgerichten Noth thue, einem Institute, das in Frankreich bereits seit dem 15. Jahrhundert besteht und sich als sehr zweckmäßig erweist. Wenn es in den Dingen, die nicht vor die Bezirks- oder Landesgerichte gehören, zu Streitigkeiten kömmt, sei es nun zwischen den Fabriksherrn und den Arbeitern, oder den Arbeitern unter einander, wer soll hier entscheiden? Wie oft hat sich der Fabriksherr über unvollkommene Arbeit, über nicht eingehaltene Arbeitszeit, wie oft der Arbeiter über schlechtes Rohmaterial, allzu große Forderungen von Seite des Fabriksherrn zu beklagen. In solchen Angelegenheiten sind competente, in das innere Getriebe einer Fabrik eingeweihte, Männer von Nöthen, um Streitigkeiten zu schlichten, Urtheile zu fällen. Hätten solche Fabriksgerichte in unseren nothleidenden Bezirken bestanden, wer weiß, ob die Arbeitslöhne jene Tiefe, die Lebensmittel jene Höhe erreicht hätten, wer weiß, ob nicht schon längst für Associationen, zur Linderung der Noth, gesorgt worden wäre. Wir begnügen uns mit diesen Worten die Inslebenrufung dieser Institute angeregt zu haben, deren Organisirung mit nur geringen Schwierigkeiten verbunden ist, da die Schiedsrichter, welche die Gerichte bilden sollen, aus den gewählten Fabriksherren selbst bestehen müssen, deren Zusammentreten aber von unberechenbar günstigen Folgen begleitet sein müßte.

Sechster Brief.

Arbeiterwohnungen.

Fahren wir fort, die Nachseiten des Arbeiterlebens aufzudecken, so gelangen wir bald zu einem Höhepunkt des Elends, der unserm Auge die trübste Aussicht in ihre materielle Lage gewährt, und uns überzeugt, wie in manchen Beziehungen der Fabriksarbeiter noch bedauernswerther, als der Hausarbeiter ist — zu dem Mangel an Wohnungen.

Eine Wohnung, wir wollen den Begriff in seiner engsten Bedeutung in's Auge fassen, als einen Ort, wo der Mensch des Nachts sein Haupt niederlegen, seinen, von der Arbeit erschöpften, Gliedern Ruhe gönnen kann, einen Ort der ihn im Falle eines Unfalles, einer Krankheit vor den Einflüssen der Witterung schützt, eine Wohnung, sagen wir, gehört zu den ersten Bedürfnissen des Menschen. Ja das Bedürfniß der Wohnungen steht auf der Stufenleiter der menschlichen Lebensbedürfnisse noch vor dem Bedürfnisse der Kleidung, und wir finden dasselbe, sei es nun in welcher Form immer, sei es durch, von der Natur selbst gewährte Zufluchtsstätten, das Schutzdach eines Baumes, oder die Höhle eines Felsens, selbst bei jenen Völkern befriedigt, denen das Bedürfniß der Kleidung noch fremd ist. Allein gerade in unseren civilisirten Staaten treffen wir, so mannigfach auch für die verschiedenen Bedürfnisse der Menschen gesorgt ist, „die Obdachlosigkeit" nicht selten an. Wir haben bereits in dem „die Noth" überschriebenen Briefe den Leser in den traurigen Raum einer Weberwohnung geführt. Diese gehörte aber einem Handweber, wo Mann und Weib und Kind den ganzen Tag über zu Hause sitzen.

Noch trauriger steht es mit den häuslichen Verhältnissen des Fabriksarbeiters. Dieser ist mit Weib und Kind von Morgens bis Mittags, von Mittags bis Abends außer dem Hause beschäftigt. Außer dem Hause, wird der Leser fragen, also hat er doch ein Haus? Ja er hat ein Haus, das ist eine halbe oder ganze Stunde von dem Fabriksgebäude entfernt, mitten im Felde oder am Fuße eines Berges gelegen, aus vier Holzwänden, durch welche die Nässe dringt, gezimmert, mit einem längst durchfaulten Dach versehen, und gerade so hoch, daß ein Mann von Mittelstatur darin stehen kann, aber wenn er größer ist, sich entweder setzen oder den Boden ausgraben muß, und gerade so weit, daß sich vier Personen darin bewegen können. Dorthin kehrt der Arbeiter um die Mittagsstunde zurück, oder wenn die Zeit für das Hin- und Hergehen nicht ausreicht, verschiebt er die Rückkehr auf den Feierabend. Und dann — findet er die Wohnung, wenn es kalt ist, frostig bis zum Schauern, wenn es lau ist, durchnäßt wie eine Straße bei Regenwetter. Betrachten wir die Wohnungen unserer Stadtarbeiter in den Vorstädten oder verrufenen Stadtvierteln, jene Maulwurfswohnungen in den Kellern, jene Dachstübchen in den vierten und fünften Stockwerken über die schon soviel geschrieben, in England soviel verhandelt worden, so erscheinen sie uns als Paläste gegen diese. In der Nähe eines jeden Fabriksplatzes im nordöstlichen Böhmen finden wir solche Wohnungen. Um Reichenberg gibt es ganze Colonien solcher Arbeiterwohnungen, die allmälig zu Dörfern heranwachsen. Eine ziemliche Anzahl von Dörfern ist so entstanden. Die meisten Dörfer, deren Namen mit der Sylbe „Dorf" schließt, gehören hierher.

Wer sich hierselbst umgethan, — und deren gibt es leider von Fachmännern nur wenige, — wird einsehen, wie sehr hier die Sachlage zu Arbeiter-Asylen in der Bedeutung von verbesserten Arbeitswohnungen drängt.

In der That haben mehrere der hervorragendsten In-

dustriellen dieser Gegend den Gegenstand in Erwägung gezogen. Johann Liebig hat zu Reichenberg und Swarov Arbeiterwohnungen errichten lassen, aber nur er allein und auch er nach einem Prinzipe, das den nordböhmischen Zuständen nicht völlig angemessen erscheint. Er suchte nämlich das englische Cottage-System einzuführen, wenn er auch den mit diesem Systeme (auch Truksystem genannt) verbundenen Miethszwang beseitigte. Nun sind aber die Verhältnisse in England und bei uns vielfach verschieden.

In England galt es neben der Verbesserung der Arbeiterlage zunächst eine Ueberwachung der arbeitenden Klassen zur Zeit ihrer Nebenbeschäftigung zu ermöglichen, es galt den von allerlei Verbrechen wimmelnden Arbeitervierteln, wie St. Giles, ein Ende zu machen, die „rookery“ zu vernichten. Und wenn auch das Arbeiterhaus, das Prinz Albert im Hydepark errichten ließ, allgemein als Muster der englischen Arbeiterwohnungen gilt, so täuscht man sich doch, wenn man die englischen Arbeiter-Asyle als nach diesem Muster erbaut glaubt. Die englischen Arbeiterwohnungen sind Kasernen; Kasernen sind zwar schöne Anstalten, aber nicht für Familien. Weder diese Gebäude noch die französischen Cités ouvrières, deren erste 1849 auf die Anregung Chaberts in der Rue Rochechouart erbaut wurde, sind es, die, für die nordböhmischen Zustände passend, dort eingeführt werden sollen.

Liebigs Arbeiterwohnungen vereinigen zwar die Arbeiter, gewähren ihnen gesunde Schlafstätten und ersparen ihnen — knapp an der Fabrik gelegen — den weiten Weg in ihre Behausung.

Aber es kommt hier noch ein dritter hochwichtiger Punkt in Anschlag zu bringen, wir meinen das Familienleben. Das Familienleben spielt bei den Arbeitern im nordöstlichen Böhmen — und wir dürfen dies ein Glück derselben nennen — eine große Rolle. Das Band der Familie ist es, das hier die Arbeitskräfte noch zusammenhält, die sonst

bei dem vielfachen Mangel und Elend vielleicht nach allen Weltgegenden auseinanderstieben.

Mit großen Häusern, die kasernenartig die Arbeitsklassen aufnehmen und sie blos unterzubringen oder gar nach Geschlechtern geschieden, zu beherbergen bestimmt sind, ist hier nicht nur nichts geholfen, es würde der Arbeiterfamilie sogar, statt ihr ein neues Asyl zu bieten, dasjenige Asyl rauben, das sie nach gethaner Arbeit in sich selbst findet.

Es ist die Aufgabe der Zeit dem Arbeiter — wir verstehen darunter den wirklich fleißig arbeitenden, — eine sociale Stellung zu sichern, die gefahrlos nach Außen, ruhig nach Innen erscheint.

Bei der Errichtung von Arbeiterwohnungen für die armen Bewohner des nordöstlichen Böhmen, bei denen die Summe der aus der Außenwelt geholten Lebensgenüsse ohnehin bereits auf ein Minimum zusammengeschmolzen, kommt es darauf an, ihnen den Schatz jener Lebensgenüsse zu sichern, der in dem Schachte des Familienlebens ruht; es kommt darauf an, ihnen abgeschlossene, gesunde Wohnungen zu verschaffen, innerhalb deren Mauern sie jener Lebensfreuden, zu denen der Mensch als Mensch berechtigt ist, froh werden können.

Aus diesen Gründen können wir uns mit den bereits bestehenden Arbeiterwohnungen nicht einverstanden erklären. Den Zuständen im nordöstlichen Böhmen sind kleine für sich bestehende Arbeiterwohnungen angemessen, in denen eine Familie leben kann. Diese könnten nun entweder durch die Aufführung größerer, in viele „Gesperre" zerfallender Gebäude, oder, da die Aufführung mehrerer Stockwerke immer mit größeren Kosten verbunden ist, durch Erbauung kleiner Parterrewohnungen hergestellt werden. Wir brauchen nicht lange nach dem Muster derselben zu suchen, wir besitzen sie in unseren Wächterhäuschen an den Eisenbahnen.

Die Errichtung solcher Wohnhäuschen ist aber für die Fabriksherren durchaus nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, denn der Arbeiter soll sie nicht umsonst

erhalten. Er ſoll die Miethe bezahlen, theils weil man dem Fabriksherrn nicht aufbürden kann, und es ſeine Mittel auch nicht zulaſſen, in dieſem Maße für ſeine Arbeiter zu ſorgen, theils im Intereſſe der Arbeiter ſelbſt. Nur durch das Bewußtſein, ſich dieſe Wohnungen erworben zu haben, werden ſie zum vollen Genuſſe derſelben gelangen. Erhielten ſie dieſelben umſonſt, ſo ließe ſich das Gefühl der Beſitzloſigkeit nicht fernhalten und ſeine nächſte Rückwirkung auf das Familienleben wäre eben ein Familienleben in erborgten Hütten.

Siebenter Brief.

Die Kost in den Fabriken.

Je länger wir bei der Betrachtung der materiellen Lage unserer Fabriksarbeiter im nordöstlichen Böhmen verweilen, um desto überzeugender drängt sich uns der Gedanke auf, daß den bisherigen Verbesserungs-Vorschlägen nur wenig gesunder Kern innewohnt, daß all' die Abhilfsmittel, ob sie nun Lohnregulirungen, Vor- und Zuschüsse oder wie immerhin titulirt werden, nur eitle Phrasen sind, welche die Sachlage nur nach außen übertünchen. Von außen läßt sich aber hier eigentlich nur sehr wenig machen. Die Quacksalbereien helfen nichts, die Krankheit, die im Innern unserer Arbeiterzustände sitzt, will nach innen curirt sein. Wohin käme man bei der Bewässerung eines Feldes, begnügte man sich, einzelne Stellen zeitweilig zu begießen? Das Wasser muß durchgreifen. Was frommen hier Lohnerhöhungen? Einzelne Fabriksherren würden sie zugestehen und hundert andere sich davon ausschließen. Und gesetzt den Fall, die Löhne würden erhöht, was hätte der Arbeiter davon? Er würde seine Arbeit besser bezahlt sehen, aber er müßte doch in seine ungesunde Hütte zurückkehren, müßte doch sein oft schädliches Mahl auf der Straße verzehren; er hätte mehr Geld, aber keine verbesserte Lage.

Das Mittel, das hier allein helfen kann, liegt in einem einzigen Wort, und dieses heißt — Association. Wir hatten auf unsern Untersuchungen vielfach Gelegenheit, die wohlthätigen Folgen zu beobachten, welche in unserm Industrie-

bezirke durch ein anderes national-ökonomisches Gesetz hervorgerufen worden, durch die Arbeitstheilung. Aber Arbeitstheilung muß Hand in Hand gehen mit Arbeitervereinigung, soll sie wahrhaft goldene Früchte tragen. Association ist der Rettungsanker, nach dem man so lange in Oesterreich gerungen, und all das Große, was in jüngster Zeit auf finanziellem Gebiete geschehen, beweist uns, in welchem Maße auch das hohe Ministerium die riesige Bedeutung dieses Wortes auffaßt und aufgefaßt wünscht. Nirgends ist jedoch die Association leichter zu erreichen, als auf dem Gebiete des Arbeiterlebens, wo die, sich immer mehr und mehr vervielfältigenden Fabriken durch ihre gemeinschaftlichen Arbeitssäle, durch ihre gleichmäßige Beschäftigung eo ipso zur verbrüdernden Gemeinschaftlichkeit drängen. Wo stellt sich aber die Verbrüderung früher ein als bei Tische, beim gemeinschaftlichem Mahle. Wir sind hier an einem Punkte angelangt, über den die österreichische Presse und besonders das Journal „die Donau", bereits manches anregende Wort und mit Erfolg gesprochen: bei den Mahlzeiten unserer Fabriksarbeiter. Was über die Kost der Fabriksarbeiter in der großen Stadt gesagt worden, findet bei den Arbeitern auf dem Lande in noch ausgedehnterer Weise seine Anwendung. Die großen Städte, selbst die, wo noch keine Speisehäuser, die von Gesellschaften als Geschäftsunternehmungen begründet, bestehen, gewähren doch alle den Arbeitern die Möglichkeit, sich für einen sehr geringen Preis zu verköstigen.

In Hamburg erhält der Taglöhner für 1 Schilling oder 3 Dreier, in Berlin für 1—2 Silbergroschen, in München und Augsburg für 2—5 Kreuzer rh. eine warme sättigende Mahlzeit. Auf dem Lande ist das Alles anders. Die Küchen können auf kein wechselndes Publikum rechnen, sie müssen für bestimmten Absatz arbeiten. Auch ist die Anzahl solcher Küchen nur sehr gering; der Arbeiter ist genöthigt, seine Kost aus einer und derselben Quelle zu holen und muß dort dafür bezahlen, was man verlangt. Reichenberg ist in dieser Beziehung die einzige unter den nordböhmischen Städten, in der

die Nothwendigkeit, eine große Anzahl von Arbeitern zu verköstigen, kleine Privatverköstigungs-Anstalten wie in den größern Städten geschaffen. In den meisten Fabriksplätzen sehen wir die Arbeiter sich um die Mittagsstunde unter freiem Himmel herumlagern, sich einen Laib Brod (gewöhnlich die Hälfte eines Sechskreuzer-Brodes) in einen Topf Suppe schneidend, über deren Bestandtheile er nicht im Klaren ist, und im Klaren zu sein wahrscheinlich kein besonderes Verlangen trägt; es scheint ihm zu genügen, daß sie flüssig und warm ist. Freilich ist Brod und Suppe schon ein Fortschritt gegen die Nahrung des Haus- und Handwebers, gegen die Eichorie mit Kartoffeln; aber, welche gute und gesunde Kost könnte der Arbeiter erhalten, wenn all die kleinen Summen, welche er für seine Verköstigung ausgibt, zusammenströmten in eine gemeinsame Cassa, aus der die Gesammtverköstigung Aller leicht bestritten werden und eine nahrhaftere, gesündere Kost erzielt werden könnte, weil einer solchen Cassa durch Massen-Aufkäufe die Erzielung einer größern Wohlfeilheit wie qualitativer Tüchtigkeit ermöglicht würde. Da sehen wir aber wieder — und dies ist einer der traurigsten Momente in unsern Arbeiterzuständen — die Energielosigkeit der Fabriksherren, sobald es gilt, in ihren Unternehmungen über die Grenze des eigenen Vortheils hinauszuschreiten. Die aller Kosten und Schwierigkeiten baare Inangriffnahme des Naheliegendsten wird hinausgeschoben, wenn man auch mit Gewißheit darin ein Mittel erblickt, die materielle Lage Hunderter Nothleidender zu verbessern. Täuschen wir uns darüber nicht, die Association der arbeitenden Klassen hat bei uns noch nicht Platz gegriffen, weil der Impuls und die Unterstützung von Seite der Arbeitsgeber fehlt, und diese fehlt, weil die Arbeiter-Association den Herren unbequem ist.

Die Arbeiterverköstigung möge hier nur als Beispiel gelten. Nirgends ist es leichter, eine gemeinschaftliche Speisung einzuführen, als in Fabriken, wo die für die Zubereitung der Speisen erforderlichen Arbeitskräfte vorhanden, wo die Brennmaterial-Frage in den Hintergrund tritt, weil die

Herrichtung von Dampfküchen nahe liegt und der unbenutzte Dampf dazu verwendet werden kann, und endlich was den Kostenpunkt betrifft, sich der Fabriksherr keine Scrupeln zu machen braucht, weil er diesen doch hinreichend durch Lohnabzüge decken kann. Entfernt, daß eine solche gemeinschaftliche Speisung in Fabriken einen wohlthätigen Charakter tragen soll — denn der Arbeiter verdient ja sein Brod und das Almosen würde ihm schwerlich schmecken — kann der Fabriksherr die Errichtung einer solchen Küche als ein mit in seinen Fabriksbetrieb gehöriges nutzbringendes Geschäft betrachten. Die Wohlthätigkeit liegt hier nur in dem Einflusse, nicht in den Opfern des Herrn, denn von diesem wird nur Energie, kein Opfer verlangt. Und dennoch haben wir auf unsern Wanderungen derartige Einrichtungen im Ganzen und Großen nicht gefunden. Nur in einem Etablissement haben wir eine gemeinschaftliche Küche für die Arbeiter angetroffen. Das ist in der englischen Kunstbleiche von Hille und Dietrich bei Rumburg. Dieser Industrielle — ein Unternehmungsgeist in des Wortes höchster und im Hinblick auf seine Untergebenen reinster Bedeutung — hat sich aber seine Erfahrungen durch die Besichtigung englischer und amerikanischer Etablissements geholt. Geht hin und lernt! Von welchem Einfluß die Kostverbesserung, die gemeinschaftliche Speisung auf die materielle Lage der Arbeiter ist, bedarf mehr keiner weiteren Beleuchtung. Aber wie müßte der Associationsgeist, dem es noch immer an Hebeln fehlt, erstarken, wenn die Mittagsglocke den Arbeiter zum gemeinschaftlichen Mahle riefe, und er sich bewußt würde, daß es das Zusammenhalten ist, welches ihm ermöglicht, seine jetzige gute, gesunde Kost mit seinen frühern erbärmlichen Straßenmahlzeiten zu vertauschen.

Fabrikserrichtungen, Maschinenwirthschaft und Capitalsbedürfniß nagen immer mehr und mehr an der stützenlosen Selbstständigkeit der kleinen Handwerkswelt und drohen sie immer mehr und mehr in das Proletariat hinauszurücken, nur Association vermag hier Hilfe zu bieten. Nur durch sie kann der Handarbeiter in seiner gegenwärtigen Metamor-

phose als Fabriksarbeiter sich die für seinen Lebensgenuß nothwendigen Bedürfnisse verschaffen. Haben aber einmal die Verbesserungen in Nahrung, Wohnung, geistiger und körperlicher Pflege der Arbeiter Platz gegriffen, so ist der entscheidendste Schritt in der Verbesserung ihrer Lage überhaupt gethan, und das wichtigste Problem unserer Tage, die Arbeiterfrage, hat zum größten Theile dann ihre Lösung gefunden.

Achter Brief.

Die Armen und die Armenpflege.

Die dritte Klasse der Bewohner des nordöstlichen Böhmen bilden die Armen, und zwar einerseits die Unmächtigen, andererseits die Unthätigen. Schon der Ausdruck Armenpflege trägt eigentlich die Theorie der Armuth, und zwar die einzige und anerkannt richtige in sich. Pflege kann es überhaupt nur mit Pflegebedürftigen zu thun haben, und Pflegebedürftigkeit, mithin das Unvermögen der Selbstverpflegung, ist das Kennzeichen der Armuth; Krankheit, Alter, kurz Arbeitsunfähigkeit aus körperlicher oder moralischer Schwäche sind ihre Grundursachen. Der gemeine Sprachgebrauch nennt arm Denjenigen, der kein Geld hat. Der Leser wird vielleicht spöttisch darüber lächeln, daß wir diesen banalen Satz hier anführen, allein wir müssen dies thun, weil diese, täuschen wir uns nicht, fast zu allgemeiner Herrschaft gelangte falsche Ansicht die Basis jenes falschen ganz und gäbe gewordenen Mittels bildet, durch Geldgaben der Armuth zu steuern. Geldgaben sind nur dann am Platze, wenn sie dem Armen, insofern ihm die Mittel fehlen, sich eine auf Arbeit begründete Existenz zu schaffen, unter die Arme greifen. Der größte Theil der Armen besteht aber aus Arbeitsunfähigen, und diesen kann durch die, die Unterstützungsmacht der Gesammtheit zersplitternden Gaben Einzelner an Einzelne ebensowenig geholfen werden, als eine allgemeine Krankheit geheilt werden könnte, wenn die einzelnen Aerzte die einzelnen Kranken alle in ihren Stuben besuchen müßten.

Die allgemeinen, durch den Corporationsgeist gestifteten Armenhäuser sind heute ebenso nothwendig wie die Hospitäler. Der gemeine Bettler gehört nur zur Hälfte zu den Armen, zur Hälfte gehört er dem Proletariate von böser Art in dem von uns später zu bezeichnenden Sinne an. Diese Grenze zu ziehen, ist aber für den Geber zu schwer, der in den meisten Fällen in Eile gibt und sich so ein Wohlthäter dünkt, ohne in der That wohlzuthun. Diese Art des Gebens ist eine der unheilvollsten Erfindungen des Mitgefühls, sie hat nicht nur von jeher tüchtige Arbeitskräfte der Arbeit entzogen und eine ganze Menschenklasse herangebildet, die den reichen Schatz des Vermögens und Könnens in sich trägt, aber nicht benützt, somit lebt und nicht erwirbt, sie hat die Bettelei zur Zunft gemacht. Das traurige Bild, das uns die überall zu findenden Bettelfamilien, die förmlich organisirten Schaaren der Bettelkinder auf unsern Spaziergängen zeigen, ist die Frucht dieser Sorte von Almosen. Freilich wird jetzt ein großer Theil der Bittenden abgewiesen, aber wie unberechenbar schädlich ist, von moralischer Seite betrachtet, der Einfluß dieser beständigen Härte auf das Gemüth des Kindes, das doch nicht begreift, warum die Armen zurückgewiesen werden.

In allen nur irgendwie größern Städten hat nun in der That die Armenanstalt, das Siechenhaus, kurz die Armenpflege in ihrer wahren Bedeutung Platz gegriffen, und das „Hier wird nicht gebettelt", das wir allerorten zu lesen und zu hören bekommen, zeigt, so paradox dies vielen Manchem klingen mag, von dem ächten Wohlthätigkeitssinn der Bewohner. Allein wie sieht es mit den Arbeitsunfähigen in unserer blos auf die Arbeit angewiesenen Gegend aus?

Hier haben wir zunächst den von Natur aus oder durch eine Krankheit Arbeitsunfähigen von dem durch die Arbeit selbst Unfähiggewordenen zu unterscheiden. Der Erstere ist jedenfalls der bedauernswerthere. Wie in Allem, ist auch in dieser Beziehung der Hausarbeiter schlechter als der Fabriksarbeiter gestellt. Wir haben bereits in unsern früheren

Briefen, über die Noth, den kläglichen Zustand beschrieben, in dem sich der Hausarbeiter bei gesundem Leibe befindet. Durch den, kaum für den nothwendigsten Lebensunterhalt hinreichenden, Erwerb ohnehin, besonders im Winter, auf die Wohlthätigkeit angewiesen, kann bei dem Baumwollenweber von einem Sparsystem, sei dies nun auf das Sparen Einzelner oder den Corporationsgeist gestützt, durchaus nicht die Rede sein. Nur in Schluckenau ist eben jetzt unseres Wissens ein Weberverein — gegenseitige Unterstützung bezweckend — im Entstehen. Tritt nun ein Krankheitsfall ein, oder läßt das hohe Alter die Fortsetzung der Arbeit nicht zu, so ist der Weber dem erbärmlichsten Elende preisgegeben und seine Existenz hängt von den Wohlthaten der einzelnen Begüterten ab; denn die Anstalten, die in den Landstädten unter dem Titel: „Armen-Institute" bestehen, — daß es deren fast in jeder Stadt welche gibt, können wir nicht leugnen — sind für den dorfbewohnenden Weber größtentheils verschlossen, weil sie zunächst für die Handwerker und Bürger der Stadt gegründet sind; Spitäler gibt es nur in den größten Städten der Gegend, wie Reichenberg, Leippa, jetzt auch in Rumburg, und die sogenannten Stiftungen, welche die Stelle der Spitäler vertreten, sind theils zu spärlich gesäet, theils zu schlecht dotirt. Freilich scheint Einem die Ziffer auf den ersten Blick groß, wenn wir sehen, daß nach Berichten der Handelskammer der böhmisch-leippaer Kreis 39, der gitschiner 47 solcher Stiftungen mit zusammen über 900 Pfründelstellen zählen. Allein wenn wir bedenken, daß bei alledem auf beinahe 2000 Seelen immer Eine Stelle kommt und sonst keine dergartigen Institute bestehen, so fühlt man es erst, wie unzureichend für diese fleißige Arbeitsklasse gesorgt ist, wenn Einer oder der Andere arbeitsunfähig wird. Nur bei den Reichenberger Hausarbeitern, beziehungsweise Tuchmachern, hat sich das Project eines Sparvereines realisirt, der noch die ursprünglichste Form des Sparens, nämlich vom Sommer auf den Winter, bewahrt. Allein selbst dieses Minimum der Einzahlung, nämlich sechs Kreuzer pr. Woche, ließe sich von

den Webern bei ihrem allzu geringen Arbeitslohne schwerlich aufbringen, um eine allgemeine, auf die Schultern aller Arbeiter gestützte Versorgung der Arbeitsunfähigen zu ermöglichen.

Wo würde also eine Unterstützungsanstalt für Arbeitsunfähige nothwendiger sein, als in dem Bezirke der Hausindustrie des nordöstlichen Böhmens?

Anders steht es mit den arbeitsunfähigen Fabriksarbeitern. Abgesehen davon, daß hier die Privatwohlthätigkeit eher möglich ist, als bei der Hausindustrie, weil der Fabriksherr oder dessen Stellvertreter seine Arbeiter kennt, und es ihm also gleich bekannt wird, wen ein Unglück betroffen und wo Hilfe Noth thut; abgesehen ferner davon, daß es fast ein Naturgesetz ist, daß der Herr die in seinem Dienste verunglückten Diener oder deren Familie unterstützt, bringt es der unter den Fabriksarbeitern doch allmälig erwachende Associationsgeist schon mit sich, daß die Arbeiter selbst auf die Verpflegung ihrer armen Mitbrüder bedacht sind. Fast in jeder Fabrik besteht unter den Arbeitern, je nach dem Umfange des Etablissements, ein solches größeres oder kleineres Unterstützungs-Institut, in welchem jeder einzelne Arbeiter — wie wir dies bei den Bergleuten finden — für den Fall eines ihm zustoßenden Unglückes die Bürgschaft für seine oder seiner Familie Verpflegung sieht. Am ausgedehntesten und bestgegründetsten sind diese Unterstützungs-Verbrüderungen bei den Druckern und Glashütten-Arbeitern, welche Letztere durch die beständigen Lungenanstrengungen am meisten auf Krankheitsfälle bedacht sein müssen. In den größten Etablissements treffen wir auch eigene Fabriksärzte. Die Unterstützungs-Anstalten der Arbeiter unter sich sind einzig und allein eine Frucht des Associationsgeistes, der leider bei den Hausarbeitern gänzlich fehlt, und auf dessen Erweckung, soll dem Elende dieser Gegend abgeholfen werden, von Seite des Staates zunächst hingewirkt werden muß; denn nur in dem Associationsgeiste läßt sich, soll die ebenso nothwendige freie Concurrenz nicht zum Zwiste führen, die wahre Bürgschaft für die Wohlfahrt eines Landes suchen.

Ebenso wichtig wie diese auf den Corporationsgeist gestützten, von den Arbeitern selbst ins Leben gerufenen Anstalten, sind die von den Fabriksherren errichteten Institute, zunächst die Sparkassen. Auch die Reichenberger Sparkasse hat zuförderst die Interessen der Arbeiter im Auge. Zu den Fabriken, in denen wir derartige wohlthätige Anstalten treffen, gehört nächst dem Liebieg'schen Etablissement, dem größten Oesterreichs, die Fabrik von Jungmichl in Warnsdorf, die Arnauer Papierfabrik von Lorenz Söhne und Eichmann, das schöne Etablissement von Franz Schmitt in Böhmisch-Aicha u. a. Leider haben aber noch lange nicht alle Fabriksbesitzer die Nothwendigkeit dieser Institute eingesehen, und noch lange nicht alle, die es eingesehen, solche errichtet. Der uns von mehreren Seiten zur Rechtfertigung gegebenen Antwort, daß die Erlangung der Bewilligung zu solchen Sparkassen oder die Bestätigung der Statuten mit großen Schwierigkeiten verbunden sei, können wir nicht gelten lassen, im Bewußtsein, mit welcher Sorgfalt und welchen Opfern das hohe Ministerum seit Jahren dahin arbeitet, eine segensreiche Reform in die materielle Lage der Bewohner des nordöstlichen Böhmens zu bringen. Wir können dem Wunsche, daß dies dem hohen Ministerium alsbald gelingen möge, nur noch den Wunsch der Unterstützung von Seite der einzelnen hochbegüterten Industriellen hinzufügen.

Neunter Brief.

Das Proletariat auf dem Lande.

Die zweite Unterabtheilung der Armen bilden die Unthätigen, oder diejenigen, welche nach einer schweren Arbeit gerne eine lange Zeit der Ruhe pflegen und die dauernde regelmäßige Beschäftigung hassen.

Wer kennt sie nicht, die Männer in den blauen Blousen, mit den finstern Mienen und schwieligen Händen, die Karrenführer, die Auflader, die Eckensteher und wie sie sonst in den großen Städten heißen mögen; wer kennt sie nicht, die dunkle Schaar der Haus- und Hüttenlosen, die den Tag über die Straße, des Nachts die Kneipe bewohnen? Eine ewige Hast treibt sie durch die Straßen, eine beständige Ebbe und Fluth zwischen Viel und Nichts macht sie wüst und wild. Der ewige Zufall, dem die Erhaltung ihrer Existenz anheimgefallen, gibt ihnen den Ausdruck jener furchtbaren Sorglosigkeit. Von der Hand zum Munde lebend, ist ihnen das „Heute" Alles, „Morgen" Nichts. Das ist das Proletariat, das ächte Proletariat, über welches wir eine ganze Literatur besitzen, das aber dennoch seit der ältesten Zeit bestanden und wahrscheinlich für alle Zeiten bestehen wird. Das Kennzeichen des Proletariats ist die Scheu vor regelmäßiger Arbeit und diese Scheu ist unvertilgbar. Es wird immer Glieder in der menschlichen Gesellschaft geben, denen der Wille, regelmäßig zu arbeiten, fehlt. Und wenn man es auch einmal, sei es durch öffentliche Arbeitshäuser oder sonstige Zucht, dahin gebracht haben wird, das Straßen-

Proletariat zu erdrücken: das Proletariat im Frack, das Proletariat im Salon wird ewig fortbestehen. Auf unregelmäßigen Verdienst angewiesen, führt der Proletarier ein unregelmäßiges Leben. Je größer eine Stadt, desto mannigfacher sind die Erwerbsquellen, desto größer daher auch das Proletariat. Wir haben Beispiele, daß der Proletarier in der Stadt an einem Tage 10—20 fl. verdienen kann, während freilich oft wieder Wochen verfließen, die ihm keinen Groschen in den Beutel bringen. Auf dem Lande und namentlich in Böhmen war der Proletarier eine seltene Erscheinung. Erst seit dem Aufschwung des Fabrikswesens und dem immer einflußreicheren Eisenbahnverkehre im nordöstlichen Böhmen haben sich hier Spuren des Proletariats gezeigt.

Wie wir bereits in einem früheren Briefe eine Grenze zwischen der Noth und Armuth gezogen, müssen wir auch diese von dem Proletariat unterscheiden. Das Maß der Noth und Armuth ist immer ein Viel oder Wenig des Vermögens, zwei an sich freilich relative Begriffe, die aber stets ein gewisses Etwas voraussetzen; das Proletariat beginnt erst bei dem Nichts. Der Hausarbeiter ist kein Proletarier und der Fabriksarbeiter ist es auch nicht, denn beide haben entweder ein gewisses Minimum von Besitz, bestehe dieser nun in einer kleinen Hütte, bestehe er aus einem Bischen Hausrath, oder sie können doch, sind sie auch ohne Besitz, mit Zuversicht auf einen regelmäßigen, wenn auch nicht allzeit ausreichenden Erwerb rechnen. Der Mann aber, der sich ganz dem Zufalle überläßt, heute den Wegweiser macht, morgen als Schmied in einer Fabrik auftritt und wieder ein anderes Mal des Gutsherrn Kühe treibt, der also seine Hand gewissermaßen der Universal-Arbeit weiht, ob er dafür nun einen Taglohn oder eine Zahlung für eine bestimmte Verrichtung bekommt, das ist der Proletarier auf dem Lande. Wir finden ihn am häufigsten an jenen Punkten des nordöstlichen Böhmen, wo eben noch der Kampf der Hand mit der Maschine nicht ausgekämpft, und treffen ihn am sichersten da, wo neue öffentliche Bauten im Werke und neue Unternehmungen über-

haupt im Zuge sind. Ein neu erstehendes Fabriks-Etablissement, und besonders da, wo es die arbeitsame Schaar der Handarbeiter noch nicht auf seiner Seite hat, kann keine sich ihm anbietende Arbeitshand verschmähen und zurückweisen, aber es kann allen diesen sich bei seiner Entstehung ihm zufließenden Arbeitskräften nur in seltenen Fällen später eine dauernde Beschäftigung geben; denn ist einmal eine Fabrik im Betriebe, so muß die Wahl eintreten, und sie kann nur die für ihre Zwecke brauchbarsten, nicht aber immer die stärksten Arbeiter — und dieses sind gewöhnlich die Proletarier — verwenden. In der Stadt läßt sich dem Proletariate schwer oder gar nicht steuern, weil dasselbe dort von Tag zu Tag durch die „Herabgekommenen" aus allen Schichten der Gesellschaft einen neuen Zuwachs bekommt. Aber auf dem Lande, wo dasselbe noch im Entstehen ist, ließe es sich vielleicht noch im Keime ersticken. Das nächst liegende Mittel ist eine dauernde gleichmäßige Beschäftigung; diese zu bewerkstelligen und wo sie bereits durch reelle Privat-Unternehmungen angebahnt ist, zu unterstützen, ist die Pflicht des Staates; freilich bleibt es immerhin noch die Aufgabe der einzelnen Industriellen, durch ein successives Vorgehen in der Einführung der Maschinen, durch die Vermeidung jeder Spannung in der Umgestaltung der Lebensverhältnisse des Hausarbeiters dahin zu wirken, daß der Mißmuth und die Unzufriedenheit soviel als möglich niedergehalten werden, denn diese sind gewöhnlich der Impuls zur Arbeitsscheu, und Arbeitsscheu ist, wie wir schon bemerkt, der Charakter des Proletariats.

Nur durch die Art und Weise, wie sich diese äußert, unterscheidet sich der Proletarier von „guter Art" von jenem von „böser Art". Der Proletarier von guter Art zieht die schwere, aber kurze Arbeit der längern leichten vor und hält gern nach einer großen Mühe eine allzu lange Siesta; er sucht in möglichst geringer Zeit sich den möglichst größten Lohn zu erwerben und die übrige Zeit auf der faulen Haut zu liegen, aber er geht nicht darauf aus, der

bürgerlichen Gesellschaft zur Last zu fallen. Der Proletarier von „böser Art" will blos leben, ja gut leben, aber nichts dabei thun. Der Erstere ist auf dem Lande jetzt keine Seltenheit mehr. Der Letztere kommt jedoch nur in vereinzelten Exemplaren vor, und es liegt in der That dem Staate, der Gemeinde, je nach Umständen der Kirche ob, diese Individuen zu erhalten, aber auch zu überwachen, denn der Proletarier von böser Art steht bereits an der Schwelle des Lumpenthums. Soviel über den Mann, der die Arbeit scheut; über jenen, der nicht arbeiten kann, haben wir bereits in einem früheren Briefe gesprochen.

Zehnter Brief.

Die großen und die kleinen Leute.

Nachdem wir die eigentlich nothleidenden Bewohnerklassen des nordöstlichen Böhmen betrachten, bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf diejenigen zu werfen, welche, wie wir schon früher bemerkten, den Rahmen des Ganzen bilden, auf die Besitzenden, die nun wieder in die Unternehmer und sogenannten Capitalisten zerfallen. Da die letzteren aber, wir meinen diejenigen, welche blos von ihren Renten leben, in unserm Industrielande nur vereinzelte Erscheinungen sind, so können wir sie völlig übergehen, umsomehr, da ihre Capitalien gewöhnlich in Staats- oder andern Papieren angelegt, für die Verhältnisse des Landes also todt sind, und ihr Leben zu den übrigen Bewohnern in keiner beachtenswerthen Beziehung steht. Anders verhält es sich mit den großen Unternehmern. Sie stehen trotz ihres Reichthums, wenn von einer Unterstützung der Industriegegend die Rede ist, in erster Reihe unter den Hilfsbedürftigen, denn nur durch ihre Unterstützung kann auch eine Aufhilfe der arbeitenden Klassen vermittelt werden; all' die in's Leben gerufenen Anstalten zur Hebung des Credits, zur Kräftigung der Industrie, vermögen dem einzelnen nothbedrückten Hilfsarbeiter gegenüber nichts, in derselben Weise nichts, als ein Gärtner nichts zur Veredlung einer Frucht thun kann, ohne dem ganzen Stamme seine Kunst zu widmen. Credit geben, Vorschüsse leisten, Wechsel escomptiren und wie all' die Schlagwörter dieser neuen Anstalten heißen, wären den Arbeitern gegenüber nur

leere Phrasen, wenn eine solche Anstalt die Arbeiter auf directem Wege unterstützen wollte. Wir haben natürlich hier nur die für Lohn arbeitenden Klassen im Auge, nicht das Kleingewerbe, dem allerdings eine Creditanstalt auch auf directem Wege helfen kann und soll. Allein der Arbeiter braucht eben nur Arbeit, und für diese einen angemessenen Lohn; das kann aber eine Anstalt für Handel und Gewerbe dem Arbeiter nicht auf directem Wege verschaffen, sondern nur dadurch sichern, daß sie dem größern Unternehmer unter die Arme greift, und zwar in positiver Richtung durch Credit, Vorschüsse, Communicationsmittel u. s. w. in negativer Richtung durch Hinwegräumung jener Hindernisse, welche dem größern Unternehmer bei seinem Betriebe im Wege stehen. Betrachten wir die in dieses Gebiet schlagenden Errungenschaften unseres Staates, in ihren Beziehungen zu unserem Industrielande und fragen uns: „Wer hat zu hoffen?“ So müssen wir auf diese Frage zur Antwort geben: „Die großen und die kleinen Leute!“

Wir sagen die großen und die kleinen Leute, weil uns die beiden Ausdrücke bezeichnend erscheinen. Freilich wird man uns fragen: Gibt es denn im nordöstlichen Böhmen nicht auch ein Mittelglied zwischen diesen beiden äußersten Grenzen der Gesellschaft; ist die Kluft zwischen arm und reich schon so tief gerissen, daß man die Bevölkerung geradezu in diese beiden extremen Klassen theilen darf? Gibt es denn keinen Mittelstand? Wir werden die Frage fast mit „Nein“ beantworten müssen. Die Klasse, welche wir gewöhnlich Mittelstand zu nennen pflegen, das durch tüchtige Arbeit auf eigenem Grund und Boden in unabhängiger Selbstständigkeit blühende Bürgerthum, fehlt in diesem Industrielande fast gänzlich, nur in den größeren Städten, wie Reichenberg, Rumburg und dem industriereichen großen Dorfe Warnsdorf ist es vertreten. Im Ganzen und Großen aber fehlt ein kräftiger Mittelstand, und ihn wieder zu schaffen, ist die Aufgabe der Zeit. Das Fehlen des selbstständigen Mittelstandes, des wahren Repräsentanten des Volkswohlstandes, ist das sicherste Zeichen für die schlimme Lage einer Gegend. Die seit der Einführung

der Maschinen wachsende Abhängigkeit des Handarbeiters als Fabriksarbeiter von dem großen Industriellen, hat jetzt ihre höchste Höhe, und die Kluft zwischen Arm und Reich ihren tiefsten Riß erreicht.

Wir glauben eine treffende Parallele zu ziehen, wenn wir diese Zustände mit jenen Roms während der patrizisch-plebejischen Kämpfe, zur Zeit der Grachen vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns die Industrie es ist, welche die kleinen Leute immer mehr und mehr in das Joch der Abhängigkeit zwängt, während es in Rom der große Grundbesitz war, welcher den kleinen Bürger mit seinen wenigen unveräußerlichen Jugern Acker zur Unterthänigkeit drängte. Die Armuth bleibt sich aber überall gleich, im Agricultur-Staate wie im Industrie-Staate, überall ist ihr Character die Besitzlosigkeit, nur daß es im Agricultur-Staate der Grund und Boden, im Industrie-Staate das Capital ist, welches man nicht besitzt. Und darum glauben wir, dürfte die Wiederherstellung eines Mittelstandes in unserem Industrie-Bezirke leichter sein, als zu Rom, wo dies am Ende doch auch gelang. Denn wo durch eine ungleichmäßige Vertheilung der Aecker der Grund und Boden für den Armen fehlte, wo der Besitz nur in dem wirklichen Eigenthum des Grundstückes besteht, da gab es für diesen keinen Ersatz. Anders bei uns, wo die Armuth nur in dem Nichtbesitze des Capitals besteht, hier gibt es einen Ersatz, der oft mächtiger als Capital selbst ist — den Credit.

Das Schaffen eines kräftigen Mittelstandes hängt in einer Gegend, deren Existenz, wie in unserm Industriebezirke, auf der Arbeit beruht, zunächst davon ab, daß dem Armen Mittel geboten werden, in der gewerblichen Production, [illegible] bis jetzt nur als Werkzeug dient, als selbstständig schaffendes Mitglied aufzutreten, und dieses Mittel liegt zunächst in der Gewährung billigen Capital-Credits. Betrachten wir die großen Etablissements, so sehen wir, das viele derselben mächtigen und einflußreichen Capitalisten angehören. (Wir erinnern nur an das Stamez-Mayer'sche

Etablissement zu Tannwald.). Diese bedürfen, was Credit betrifft, einer Unterstützung allerdings nicht, wohl aber die nicht geringe Zahl bedeutender Industriellen, die wohl Energie und Intelligenz zur Erweiterung ihrer Unternehmungen, nicht aber Capital genug besitzen. Die billige Arbeitskraft, auf der die gegenwärtige Blüthe dieser Fabriken beruht, ist im Grunde genommen nur eine momentane Subvention, die, sobald die Regelung unserer Gewerbeverhältnisse, die Verbreitung und in Folge dieser, die Unentbehrlichkeit der Maschinen eintritt, — was wir im Interesse der Arbeiter-Verhältnisse herbeiwünschen müssen, — zu Ende geht; und die Fabriken liegen dann, in einer vom Weltverkehre bis jetzt noch durch den Mangel an Eisenbahnen getrennten Gegend, ohne alle Unterstützung von Seite des Staates. Hier muß also der Credit helfen! Schlimm genug, daß unseren Industriellen nicht, wie dies in England, Frankreich und Belgien der Fall ist, durch Hilfsmittel, wie Ausfuhrprämien und Rückzölle, unter die Arme gegriffen wird. Freilich wird man uns einwenden, daß man in den Zollvereinsstaaten überhaupt diesem Unterstützungssystem nicht hold sei, und daß in keinem der genannten Staaten diese Art von Begünstigung der Industrie gehandhabt werde, aber man wird uns doch eingestehen müssen, daß in den Zollvereinsstaaten überall Muster-Etablissements zu finden sind, die, obzwar sie in geschäftlicher Beziehung der allgemeinen Industrie angehören und ihre Chefs keine exceptionelle Stellung einnehmen, sich von dem förderndsten Einflusse auf die Industrie im Allgemeinen zeigen, deren Erhaltung aber lediglich auf der Creditsunterstützung von Seite des Staates beruht.

Werden die größern Unternehmer unterstützt, und auf welche Weise sie unterstützt werden müssen, werden wir noch im Laufe unserer Briefe Gelegenheit haben zu erörtern, so wird sich einerseits, die wohlthätige Folge billiger Capitalien darin zeigen, daß auch die Lage der Arbeiter verbessert wird, andererseits aber wird es den strebsamern unter den jetzt

dienstbaren Arbeitskräften möglich werden, sich durch Credit zu selbstständiger Gewerbethätigkeit emporzuschwingen.

Nur durch Credit werden sich in kurzer Frist die Industrieunternehmungen vervielfältigen, während dies bei Mangel an Capital und Credit oder bei theuren Capitalien nicht möglich ist. Freilich würde dann die Hegemonie einzelner Industriellen für immer vernichtet werden. Aber was thut das? Die Blüthe einer Industriegegend kennzeichnet ja nicht das enorme Aufblühen einzelner Unternehmungen, sondern die Blüthe ihrer gesammten Gewerbethätigkeit im Allgemeinen und der Wohlstand aller an ihr Betheiligten. Um dieses Ziel zu erreichen, muß auch den kleinen Leuten, bis in die untersten Schichten des Kleingewerbes der Weg geebnet werden. Die Concessions-Erlangung zum Fabriksbetriebe war bekanntlich schon seit Jahren mit keinen besonderen Schwierigkeiten verbunden, vielleicht lag der Grund darin, daß man sich von der Befähigung des Unternehmers sowohl in Bezug auf Capital als Intelligenz gerade deshalb überzeugt halten durfte, weil derselbe doch vom Staate keine Unterstützung zu hoffen hatte. Das Kleingewerbe dagegen war und ist noch jetzt durch die Zunftbestimmungen beschränkt. Inwiefern nun das Fallen dieser Schranken und der Credit auf das Emporblühen des Kleingewerbes Einfluß nehmen wird, kurz was die „kleinen Leute" von der Gewerbefreiheit und den finanziellen Errungenschaften unseres Staates zu erwarten haben, wollen wir in unserm nächsten Briefe, einen Blick auf die Zünfte in den Landstädten werfend, zu beantworten suchen.

Elfter Brief.

Die Zünfte auf dem Lande.

Die Nachricht von der bevorstehenden Einführung der Gewerbefreiheit hat nicht verfehlt, die Handwerker auf dem Lande in eine recht gründliche Aufregung zu versetzen. Die Gesellen lachten sich ins Fäustchen, als sie hörten, daß sie bald alle selbstständige Herren werden können und die Meister — stöhnten, als ihnen „Gevatter Handschuhmacher" die „Hiobspost" hinterbrachte. Ja die „Hiobspost", so wird die Nachricht von der Gewerbefreiheit allenthalben von den Zunftmitgliedern auf dem Lande bezeichnet. Und warum? Erstens weil die Zeiten, wo die Zünfte in ihrer Blüthe standen, wirklich besser waren, als die jetzigen, zweitens weil die guten Leute von der Gewerbefreiheit, ihrem Wesen, ihrem Nutzen und ihren wohlthätigen Folgen nicht das Allergeringste verstehen. Woher sollten sie auch? Aus Erfahrungen? Die haben sie nicht. Jeder Meister ist freilich in seinen Wanderjahren viel herumgekommen, aber wenn er von seinen Kreuz- und Querfahrten erzählt, da spielen die Werkstätten und Kneipen die größte Rolle. Zog er denn hinaus, um was Rechtes zu lernen, um Erfahrungen zu sammeln? Er wanderte herum, weil er eben früher ein Wanderbursche sein mußte, ehe er Meister wurde. **Sancta simplicitas!** Und jetzt, wo er Meister ist, weiß er, was sein Meister in A. für einen Sonntagsrock getragen, oder die Frau Meisterin in B. für Suppen gekocht; er hat da und dort gearbeitet, sich manchen Pfennig ehrlich erspart, wie's aber in

der Welt eigentlich aussieht, weiß der viel in der Welt herumgewanderte Meister ebensowenig als sein Vetter der Bauer, der sein Lebtag nicht über sein Gut hinausgekommen. Kein Wunder, wenn denselben Meister bei der Nachricht von der Gewerbefreiheit der Gedanke mit Schrecken erfüllt, daß es doch noch Leute geben könne, die mehr gelernt, als er? Oder kann sich etwa der Handwerker auf dem Lande aus den Zeitungen seine Erfahrungen über die Gewerbefreiheit holen? Die Zeitung liest er nicht, denn die wird in den kleinen Ortschaften nur auf dem Amte, von dem Pfarrer und, wenn ein Arzt da ist, von dem Doctor gehalten, und hier nur die Landeszeitung, diese ist aber bei aller Vortrefflichkeit für's Volk zu theuer. Daß es außer Böhmen noch gute, für die Volksbelehrung geeignete Zeitungen gibt, davon weiß man und verspürt man an vielen Orten noch blutwenig. Kein Wunder also, wenn die Leute, ohne einen richtigen Begriff von dem Wesen der Gewerbefreiheit zu haben, vielgeprüft wie sie durch die letzten Jahre der Noth sind, in der „freien Concurrenz" eine nur unheilbringende Schöpfung der gerade in unserem Industriebezirke so oft verunglimpften „Neuzeit" erblicken.

Wenn man Jemand eine Wohlthat erweist, und das hohe Ministerium erweist der gesammten Bevölkerung durch die Ertheilung der Gewerbefreiheit eine solche Wohlthat, so ist es vor Allem nöthig, daß der Beschenkte über das, was man ihm gibt, aufgeklärt werde. Was ist aber für die Volksaufklärung in Sachen der Gewerbefreiheit geschehen? Von Seite der Schriftsteller sehr viel und zum Theil auch recht Nützliches und Wünschenswerthes (erinnern wir nur an Friedmanns treffliche Blätter), aber für die Verbreitung dessen, was diese Federn im Eifer für die gute Sache zu Tage gefördert, ist fast gar nichts gethan, und daran tragen unsere saumseligen, mit wenigen Ausnahmen noch ganz dem alten Schlendrian huldigenden Buchhandlungen, denen es obliegt, für die Verbreitung solcher Schriften zu sorgen, die meiste Schuld. Warum werden nicht ganze Ballen solcher

Schriften in jene Gegenden versendet, wo sie zu Tausenden Absatz finden möchten, wenn ein möglichst niedriger Preis jedem, der sich belehren will, die Anschaffung ermöglicht? Nirgend würde die Verbreitung solcher Schriften über den Nutzen der freien Concurrenz von wohlthätigeren Folgen sein, als in unserem Industriebezirke, wo nach unserer festen Ueberzeugung die Einführung der Gewerbefreiheit einen wichtigen Faktor in der Verbesserung der materiellen Lage der Gewerbetreibenden bilden wird.

Der Nutzen der Gewerbefreiheit für unseren Industriebezirk muß hier von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet werden, als in den Städten; denn der Gewerbefreiheit gegenüber muß hier die duale Stellung, welche der arbeitende Mensch als Producent und Consument im Staate einnimmt, schärfer in's Auge gefaßt werden, und es wird sich zeigen, daß, weil in unserm Industriebezirke in Bezug auf die Producte des zünftigen Gewerbes die Consumtion die Production überwiegt, erstere es ist, nach welcher die Wohlthat der Gewerbefreiheit gemessen werden muß.

Betrachten wir die Bevölkerung des nordöstlichen Böhmen bei ihrer Beschäftigung, suchen wir das „Volk bei seiner Arbeit" auf, so sehen wir, daß der größte Theil desselben dem freien Gewerbe, wie der Handweberei, der Spinnerei und Glaswaaren-Verfertigung oder der Fabriksarbeit angehört. Alle diejenigen aber, welche auf diese Weise beschäftigt sind, verhalten sich zu den Producten der zünftigen Gewerbsleute consumirend. Die Einführung einer die Preise der Fabrikate regulirenden und die Güte derselben erhöhenden Gewerbefreiheit müßte also — das kann doch Niemand wegleugnen — auf den größten Theil der Bevölkerung, den Consumirenden von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein. Allein auch auf den kleineren Theil, der, dem zünftigen Gewerbe Angehörenden, muß die Einführung der Gewerbefreiheit von unberechenbar günstigen Folgen sein.

Das Zunftwesen auf dem Lande bietet uns ein Bild der Verirrung und geistigen Versunkenheit dar, wie wir in den Städten schwerlich seines Gleichen finden dürften. Wir können aus diesem Zunftwesen auf dem Lande ersehen, bis zu welchem Grade sinnloſen Gebahrens ein gedankenloſes Hängen an längſt verrosteten todten Formen ohne Wesen führen kann. In unserem Bezirke werden nicht weniger als 80 Gewerbe zünftig betrieben, das heißt, die Zulassung zu denselben ist von allen jenen Bestimmungen abhängig, die in den Reglements der betreffenden Zünfte enthalten sind. Bei den meisten dieser Zünfte haben sich die alten Förmlichkeiten erhalten, die festlichen Zusammenkünfte, die Fahnen, die Cassen, aber eben nur die Kassen aus Blech oder Eisen mit Schloß und Riegel, im Innern derselben ist in den meisten Fällen Nichts, deßhalb Nichts, weil die Vereinsgelder unregelmäßig eingehen und gar oft nicht eingetrieben werden können, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Zunftvorsteher mit keinen rechtsgiltigen Documenten für die Eintreibung der Vereinsgelder auftreten können, denn die Privilegien sind häufig entweder längſt verwittert, oder bei Feuersbrünſten oder bei anderen Gelegenheiten im Laufe der Zeit verloren gegangen.

Welchen Zweck erfüllen also die Zünfte auf dem Lande, die ihrer Armuth wegen das einzige Ziel, welches die Innungen rechtfertigen könnte, die Looſung der Association, die Unterſtützung der hilfsbedürftigen Innungsglieder nicht erreichen können, welchen Zweck, fragen wir also, erfüllen sie, daß man sich so sehr gegen ihre Aufhebung stemmt? Nur sie bewirken, daß jeder, der in die Zunft aufgenommen werden will, erst durch so und soviel Länder herumwandern oder, besser gesagt, herumbetteln muß, während er zu Hause was Tüchtiges erlernen könnte, daß er dann bei dem Zunftvorsteher eine Prüfung resp. eine Taxe ablegen und endlich ein Meisterstück, verbunden mit einem Festessen, liefern muß. Und um Beibehaltung dieses Firlefanz macht man so vielen Lärm!

Oder sollte man etwa glauben, daß die Gewerbefreiheit deßhalb in unserem Gewerbebezirke so gefürchtet wird, weil sie den Beschränkungen der Gewerbe-Verleihung ein Ende machen wird? Auch das ist unmöglich, denn auch diese Beschränkungen sind zur bloßen Förmlichkeit herabgesunken, sie werden überall umgangen. Die Concurrenz ist trotz der bestehenden Zunftverfassung auf vielen Plätzen so groß, daß sie in Ländern, wo die freie Concurrenz auf dem Höhepunkte ihrer Blüthe steht, kaum ihres Gleichen findet. So arbeiten z. B. in dem kleinen Orte Kreibitz über 90 Schuhmacher, in Rumburg über 100 Drechsler. Da sage noch Einer, es werde eine Beschränkung der Gewerbe-Verleihungen ausgeübt! Was aber das Schlimmste bei der Sache ist, daß auch das sicherste Zeichen für die Nothwendigkeit einer Reorganisirung der Gewerbeverhältnisse, die Concurrenz der Gesellen in unserm Industriebezirke eingetreten. Die Zahl der Gesellen steht in keinem Verhältnisse mehr zu der der Meister, weil diejenigen, welche der Fabriksarbeit noch nicht anheimgefallen und sich einem Handwerke gewidmet, — da ihnen einmal Schwierigkeiten in den Weg gelegt, selbstständige Meister zu werden, — sich damit begnügen, als Gesellen Beschäftigung zu finden. Wo aber ein solches Verhältniß eintritt, da ist es auch Zeit, daß die Zunftschranken fallen.

Wir gehören keineswegs zu denjenigen, welche Gewerbefreiheit und Innungen als unvereinbar betrachten. Im Gegentheil halten wir das Innungswesen, besonders in unserem Industriebezirke, für ein förderndes Moment in der Gewerbe-Verfassung, aber nur insofern sich in demselben der Associationsgeist abspiegelt. Wo dieser fehlt, sind die Zünfte nicht nur überflüssig, weil all die mittelalterlichen Motive, welche ihre Creirung hervorriefen, längst geschwunden; sie sind schädlich, weil sie immer auf eine Gleichmäßigkeit der Preise hinwirken, welche jede freie Bewegung des Gewerbetreibenden hemmt und Producenten wie Consumenten beeinträchtigt. Wo man trotz alledem gegen die Aufhebung der

Zünfte eifert, da fehlt nicht blos das richtige Verständniß der Gewerbefreiheit, es fehlt auch eine richtige Auffassung ihres Zieles, des Nationalwohlstandes, dessen Mehrung und Förderung einzig und allein die Aufgabe des hohen Ministeriums ist. Die Gewerbefreiheit ist nur ein Mittel für dieses schöne Ziel, sie ist kein Selbstzweck. Daß sie noch von Vielen dafür gehalten wird, hat zu den Verirrungen Veranlassung gegeben, denen wir in den Protesten aller derer begegnen, welche gegen dieselbe eifern.

Nicht minder irrige Ansichten als über die freie Concurrenz herrschen von dem Credit. Ein großer Theil der Bevölkerung hat jenen Schatz, der in dem Credite ruht, noch gar nicht berührt. Nur in den Städten sehen wir von dem Credite Gebrauch gemacht. Unter den Zunftgliedern der Dörfer, unter den Hausarbeitern ist der Wechsel noch ein völlig unbekanntes Ding, theils aus Mangel an Bildung, theils aus einer gewissen Scheu, denn wer Credit nimmt, muß auch Credit geben. Die Leute zahlen aber größtentheils was sie kaufen, allsogleich, und wollen was sie verkaufen, auch allsogleich bezahlt bekommen. Man hört jetzt häufig den Creditanstalten Vorwürfe machen, daß sie das Kleingewerbe zu wenig unterstützen. In vielen Fällen sind diese Vorwürfe allerdings gerechtfertigt, und selbst in unserm Industriebezirke bliebe für solche Anstalten noch an vielen Punkten viel zu thun, was besonders von Reichenberg gilt, wo sich das Creditwesen fast in demselben unverhältnißmäßigen Maße ausgebildet hat, als es noch an vielen Orten gar nicht gekannt ist. Was vermöchten aber Creditanstalten da für die arbeitenden Klassen, für das Kleingewerbe durch Creditgewährung zu thun, wo, wie dies an vielen Punkten unseres Industrielandes der Fall ist, das Wesen des Credits noch gar nicht, ja selbst in dem Sinne nicht gekannt ist, in dem es in größern Städten fast Jedermann kennt. Was vermöchte man durch Creditgewährung Leuten gegenüber zu thun, die den Credit aus Unverständniß zurückweisen möchten,

weil sie Alles lieber gleich bezahlen, um auch wieder gleich bezahlt zu werden.

Welchen Aufschwung könnte aber die Industrie nehmen, wenn diese „kleinen Leute" von dem Credit Gebrauch machen würden, von dem Credit Gebrauch zu machen verstünden? Wir stoßen hier abermals auf jenes Hinderniß, das wir schon mehrfach dem Aufschwunge der Industrie in den Weg treten sahen, auf den Mangel an Bildung.

Zwölfter Brief.

Die Hand- und Maschinenarbeit.

Wir haben bis jetzt das Verhältniß der Hand zur Maschine — den Brennpunkt der volkswirthschaftlichen Tagesfragen im nordöstlichen Böhmen — nur in seiner Beziehung zur materiellen Lage der Arbeiter und der Stellung der Unternehmer in's Auge gefaßt; wenden wir uns nun demselben Verhältnisse in seiner Beziehung zu den fertigen Industrie-Producten zu. So vielseitig auch der Gewerbebetrieb im nordöstlichen Böhmen ist, so bildet doch dieses Verhältniß einen Centralpunkt, in dem sich die Interessen fast aller an der Fabrikation Betheiligten treffen. Die Frage, ob die Hand der Maschine weichen solle, ist eine bereits zu oft beantwortete, als daß wir hier in einer wiederholten Auseinandersetzung noch ein Sandkörnchen zu dem Gebäude der Maschinenwirthschaft hinzufügen sollten. Der Sieg der Dampfkraft über die Hand ist heute in der ganzen Welt ein so entschiedener, wie es der des Pulvers über den Speer ist. Dieser Thatsache gegenüber, sollte man glauben, müsse auch in unserm Industriebezirke der Kampf zwischen der Handarbeit und dem Maschinenfabrikate bereits mit dem Siege des letzteren beendet sein! Das ist aber bis jetzt, wenigstens in dem Maße wie zu erwarten stand, noch nicht der Fall. Die Industrie-Ausstellungen zu London und München und neuerdings die Pariser Welt-Ausstellung haben es wiederholt gezeigt, daß unsere Industrie-Producte, besonders auf dem Gebiete der Weberei, mit denen Englands

noch nicht concurriren können; was aber noch schwerer in die Wagschale fällt, daß die nordböhmische Industrie an der der Zollvereinsstaaten einen mächtigen, nicht überwundenen Concurrenten habe. Zu diesem Kampfe gesellt sich da, wo das inländische Fabrikat dem auswärtigen wirklich gleichkommt, oder gar dasselbe übertrifft, noch ein Umstand, der sich dem nordböhmischen Industriellen in den Weg stellt: die Vorliebe des Publikums für das ausländische Erzeugniß. Wer kennt den Reiz nicht, den die englische Vignette noch immer ausübt? Wie oft wird der Käufer nicht im täglichen Verkehre getäuscht? Wie oft macht nicht inländisches Fabrikat die kostspielige Reise in's Ausland, nur um unter fremdem Namen zurückkehrend, vor einem Vorurtheile geschützt zu sein, unter welchem es auf dem directen Wege zum Markte hätte leiden müssen? Trotz all' dieser Thatsachen sehen wir einen beträchtlichen Theil des großen Fabriksbetriebs im nordöstlichen Böhmen, besonders die Baumwollenweberei sich auf die sogenannte Hausarbeit, und auch einen Theil der Druckerei sich auf die Handarbeit stützen. Der Preis der Handarbeit, obzwar denselben Schwankungen unterworfen, wie jener des Maschinenfabrikats, steht freilich, wenn auch nicht in allen Fällen niedriger, so doch selten höher als der der Maschinenarbeit, aber der Preis kann nur bei gleicher Qualität, ein Maß für die Concurrenzfrage sein. Hier, wo die Handarbeit an technischer Vollendung, an Feinheit und Schönheit dem Maschinenfabrikat entschieden nachsteht, kann der Preis keinen Ausschlag geben; hier entscheidet die Qualität, entscheidet zu Gunsten der Maschine. Und dennoch fristet die Handarbeit von den Fabriksbesitzern unterstützt ihr Dasein fort. Worin hat das seinen Grund? Zunächst liegt ein Grund in der billigen Arbeit. Wir haben uns bereits in unsern Untersuchungen über die materielle Lage der Arbeiter von dem Stande der Löhne überzeugt, wir haben gesehen, daß die Arbeitslöhne an vielen Orten bis zu einer Grenze des Sinkens gefallen, wo sie aus jedem Verhältnisse zu den Lebensmittelpreisen herausgerissen werden. Diese Billigkeit der

Arbeit kommt dem Industriellen zu Statten, er kann diese Arbeitskräfte nach Belieben zu jeder Zeit vermehren oder verringern, seine Arbeiter beliebig entlassen, denn er miethet sie ja blos, sie sind nicht ein Eigenthum, das er durch Kauf erst an sich bringen muß; kurz bei der Handarbeit braucht der Fabriksherr in seine Arbeitskräfte kein Vermögen zu stecken, mit einem Worte: er braucht weniger Capital.

Rom hatte keine Fabriksindustrie, weil dem Freien die Arbeit verpönt war, die Sclaven aber gekauft werden mußten, wozu ein Capital nothwendig geworden wäre, welches die Römer nicht besaßen, und Maschinen kannten sie nicht. Bestände heute noch die Sclavenwirthschaft, wäre also zur Anschaffung der menschlichen Arbeitskräfte in demselben Maße ein Capital erforderlich, wie zur Anschaffung der Maschinen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß man es vorziehen möchte, die zweckmäßigere Arbeitskraft zu wählen. Nun aber haben wir das Institut der Arbeiter, das gewissermaßen gegen ein Leihgeld seine Kräfte vermiethet, während man Maschinen nicht erborgen kann. Dies der erste Grund, warum sich die Handarbeit bei uns noch erhält. Der zweite Grund liegt in der Unvollkommenheit unserer heimischen Maschinenfabrikation. Gewisse Maschinen werden bei uns noch gar nicht gearbeitet. Der Maschinenwebstuhl ist ein englisches Kind, und wir haben beinahe in allen Maschinenwebereien, die wir besuchten, fast lauter aus englischen Werkstätten hervorgegangene Stühle gefunden, während auf dem Gebiete der Spinnerei der Bau der Selfaktors (Selbstspinner) in Oesterreich bereits mehr Platz gegriffen. Nur wenige der größten Etablissements, z. B. Schmitt in Böhmisch-Aicha, Herzig in Reichenberg (eine sehr bedeutende Spinnerei) haben ihre eigenen Maschinenwerkstätten, deren Erhaltung in der That große Geldmittel erfordert. Dieser Umstand ist neben der ohnehin großen Schwierigkeit der Maschinenanschaffung die Klippe, an der die Verbreitung der Maschinenwirthschaft scheitert. Daß der Staat die Zölle auf die Einführung der Maschinen aufhebt, genügt hier nicht, es bedarf einer kräf-

tigen Unterstützung des Maschinenbaues in Oesterreich, für welchen wir doch die Rohmaterialien in reichem Maße besitzen, soll unser Fabriksbetrieb sich in ersprießlicher Weise erweitern und zu einer mächtigen Concurrenzfähigkeit mit dem Auslande erstarken.

Diese Concurrenzfähigkeit beruht aber nicht blos in Anstrengungen und Fortschreiten des Industriegeistes unserer Fabrikanten, sie beruht in vielen und im vorliegenden Falle in den meisten Punkten auf der Unterstützung des Staates. Man werfe uns nicht vor, daß wir den Industrie-Zuständen des nordöstlichen Böhmen gerade in diesem Augenblicke unser Augenmerk zuwenden, wo für dieselben durch die theils schon errungenen, theils noch in Aussicht stehenden neuen Credits- und Verkehrs-Verhältnisse eine neue Aera hereinbricht. Gerade weil jetzt für Nordböhmen die Morgenstunde schlägt, die einen Tag aufschwungvoller Entfaltung verheißt, ist es an der Zeit, auf die kranken Punkte hinzuweisen, deren Tilgung das nordöstliche Böhmen erwarten darf, sobald das Dreigestirn volkswirthschaftlicher Thaten, die Gewerbefreiheit, die Credit-Anstalt und das neue Eisenbahnnetz, sich auf dem Horizonte der österreichischen Industrie in vollem Glanze entfaltet. Gerade weil die Dinge jetzt im Wendepunkte stehen, wird der Blick in eine Zeit, die wir wohl bald die Vergangenheit werden nennen dürfen, die Hoffnungen auf die Zukunft erhöhen.

Dreizehnter Brief.

Der Handel.

Will man sich von der mißlichen Lage der Unternehmer unserer böhmischen Industrie in Bezug auf das fertige Fabrikat überzeugen, so braucht man nur einen Blick auf die niedrige Entwickelungsstufe des Handels in dieser Gegend zu werfen. Der Handel ist der sicherste Maßstab der materiellen Lage eines Landes, denn er läßt auf die Höhe der Lebensgenüsse und diese auf den Wohlstand schließen. Je mannigfaltiger die Bedürfnisse einer Bevölkerung sich gestalten und je größer die Mittel sind, diese zu befriedigen, desto lebendiger wird der Waaren-Umlauf, desto lebhafter der Handel. Dies bezieht sich zunächst auf den Kleinhandel eines Landes mit auswärtigen Waaren, besonders Luxusartikeln, und man wird es daher als mit den materiellen Verhältnissen unseres Industriebezirkes analog bezeichnen dürfen, wenn in demselben kein lebhafter Verkehr in auswärtigen Waaren stattfindet.

Dieselbe Erscheinung, denselben Mangel an lebhaftem Verkehr finden wir auch bei dem Handel mit inländischen im Bezirke selbst erzeugten Industrieproducten. Dieser steht auf einer so niedern Entwickelungsstufe, daß wir ihn mit der so mächtig entwickelten industriellen Production des Bezirkes in kein Verhältniß zu bringen im Stande sind. Die Erfahrung lehrt uns, daß mit den Verbesserungen im Industriebetriebe, mit der Vervollkommnung des Fabrikwesens und der Verkürzung der Productionszeit die Handelslebhaftigkeit eines

Landes wachse. Im nordöstlichen Böhmen ist diese Erfahrung Lügen gestraft. Die Production ist fortgeschritten, der Handel hat sich aber nicht ausgebildet. Beinahe die ganze Gegend hat keinen selbstständigen Handelsstand.

Der Producent weiß zwar, daß er, je schneller er sein Fabrikat zu Geld macht und je schneller er sich für dieses neue Rohstoffe anschafft, desto schneller wieder mit neuem Fabrikate auf dem Platze sein kann, ja er weiß auch, daß dieser rasche Umsatz nur durch den Handel bewerkstelligt werden kann, und dennoch fehlt es gerade in dem Bezirke, der fast von lauter Industrietreibenden bewohnt ist, an einem selbstständigen Handelsstande, der dem ganzen Verkehre mächtig unter die Arme greifen könnte; daß aber der Handel, wenn er sich in Händen der Producenten selbst befindet, störend auf die Production rückwirkt, haben wir schon früher bemerkt.

Das Fehlen zureichender Transport- und Communicationsmittel, des Credits und andere Mängel sind wichtige Momente in der Geschichte der nordböhmischen Industrie und triftige Ursachen so mancher Uebelstände, aber sie sind noch immer unzureichende Gründe für das Fehlen eines Handelsstandes. Dies hat einen tiefern Grund — scheuen wir uns nicht, es auszusprechen — in der Abneigung der, hier die Herrschaft führenden, das Monopol begünstigenden, größern Industriellen gegen den selbstständigen Handel.

Der mit ungeheuren Capitalien versehene Industrielle kann freilich den selbstständigen Handel, den Zwischenträger zwischen Production und Consumtion in einem Lande entbehren, wo er Monopolist ist, denn er kann selbst seine Fabrikate in allen Weltgegenden auf den Markt bringen, er kann selbst Kaufmann sein, weil seine Mittel es ihm erlauben. Der kleine Industrielle wird ihm so immer mehr und mehr unterthan, er muß sich nicht nur in Allem nach ihm richten, er verkauft ihm auch seine verfertigte Waare, und daß der kleine Mann in dieses Clientenverhältniß zu ihm trete, scheint gar nicht außerhalb der Absicht der großen Herren zu liegen.

Will der kleine Fabrikant dem größeren Industriellen aber nacheifern und selbst auch Kaufmann sein, so muß er selbst die Märkte besuchen, muß sich um die Auffindung des besten Absatzgebietes kümmern, kurz seine Thätigkeit zersplittern; er kann seine Kräfte nicht mehr auf die Production concentriren und muß abermals hinter dem Industriellen zurückbeliben, dem seine Mittel jede Unternehmung erlauben, ohne daß dadurch sein Fabriksbetrieb beeinträchtigt wird.

Bestünde im nordöstlichen Böhmen ein selbstständiger Handelsstand, so könnte der kleine Industrielle auf einen beständigen sichern Absatz seiner Fabrikate rechnen, und sein Arbeitsbetrieb würde keinen Störungen unterliegen.

Ein selbstständiger Handelsstand besteht aber — das Detailgeschäft ausgenommen — in unserem Bezirke bis jetzt noch nicht, und obzwar die Fabrikate des nordöstlichen Böhmen sich einen Platz auf dem Weltmarkte erworben, obzwar sie sich im Südosten Europas, in den Donaufürstenthümern, in der Türkei, der Levante und dem westlichen Asien ein umfangreiches Absatzgebiet erobert,*) so geschah dies doch zum größten Theile durch den Unternehmungsgeist der größern Industriellen selbst, nicht durch den Kaufmann.

Nur auf dem Gebiete der Tuch- und Leinweindwaaren, der Glaserzeugnisse, der Stahlwaaren und Papiermache-Arbeiten — die beiden letztern sind nur kleinere Industriezweige — hat sich ein selbstständiger Handel herangebildet. Die Märkte (Jahrmärkte), deren es in dem für unsere Briefe begrenzten Gebiete auf 26 Plätzen nicht weniger als 106 gibt (zu Lobositz, Aussig, Tetschen, Kreibitz, Bensen, Böhmisch-Laipa, Haida, Zwickau, Kamnitz, Rumburg, Warnsdorf, Schluckenau, Hainsstadt, Turnau, Aicha, Eisenbrod,

*) Mehrere Druckereien arbeiten eigene Muster für die Levante, und die Rumburg-Warnsdorfer Plüsche und Wollsammte — in letztern haben es Fröhlich und Söhne, durch den Silberdruck vortheilhaft bekannt, sehr weit gebracht — gehen in großen Quantitäten nach dem Orient.

Reichenberg, Gablonz, Morchenstern, Friedland, Gabel, Kratzau, Georgswalde, Niemes, Georgenthal), können hier nicht in Betracht gezogen werden, denn sie sind größtentheils nur für den Colonialwaaren-Handel und den Umsatz inländischer Rohproducte und des Getreides da, in welchen Artikeln mehrere der angeführten Orte, wie Warnsdorf, Bömisch-Leipa, Rumburg, die Umgegend versorgend, die Culminationspunkte des Verkehrs bilden.

Auf den Handel mit inländischen Manufaktur-Produkten haben diese Märkte durch ihren rein lokalen Charakter wenig Einfluß. Für diesen könnte die Herausbildung eines von der producirenden Thätigkeit, wenn auch nicht völlig unabhängigen, so doch getrennten Handelsstandes unberechenbar fruchtbringend werden, und sobald die, die Communication herstellenden und den Transport erleichternden, Verbindungslinien, deren Inangriffnahme jetzt mit allem Eifer betrieben wird, vollendet sein werden, glauben wir, wird sich ein solcher Handelsstand von selbst herausbilden. Daß in dem Bezirke jetzt ein solcher noch nicht besteht, mag auch darin seinen Grund haben, daß wir, wenn wir die Bevölkerung des Bezirkes nach ihrem confessionellen Unterschied betrachten, gerade jenen Theil am schwächsten in dieser Gegend vertreten finden, der den Handel am meisten in seiner Hand hat. Daß ein lebhafter Handel für eine in der industriellen Production so hoch stehende Gegend unumgänglich nothwendig ist, bedarf wohl keiner weitern Beleuchtung. Die Thatsachen sprechen lauter als die Theorie beweisen könnte.

Der Kampf, in den unsere Industrie durch das große staatswirthschaftliche Ereigniß vom 19. Februar 1853 mit der Production der Zollvereinsstaaten geführt worden, kann uns nur dann ein günstiges Resultat erwarten lassen, wenn unsere Industrie einer Subvention von Seite des selbstständigen Handels theilhaftig wird.

Wie die Sachen jetzt stehen, bietet uns unser Industriebezirk in commercieller Beziehung das Bild Deutschlands im Kleinen dar.

Deutschland ist trotz der hohen Bedeutung seiner Industrie noch nicht zu jener Handelsmacht herangereift, wie es England ist, weil einerseits der Industrielle auch selbst Kaufmann sein muß, während z. B. in England der Industrielle seine ganze Kraft auf die Production, der Kaufmann aber seine ganze Intelligenz auf den Handel, den Waaren-Umsatz verwendet, andererseits weil Deutschlands Industriedistricte anderen Prinzipien huldigen, von anderen Gesetzen regiert werden, als seine Handelsdistricte. Ein Unglück unserer Tage aber ist es auch zugleich, daß sich der Industrielle, sobald er flüssiges Geld hat, nicht mehr damit benügt, zugleich Kaufmann zu sein, sondern auch Geldhändler werden will. Auch in unserem Industriebezirke ist die contagiöse Krankheit des Geldhandels unserer Zeit bereits auf mehreren Orten aufgetaucht und hat ihre Opfer gefunden. Das Mittelalter hatte seine hinraffenden Krankheiten, den Tod in allen Farben, den Veitstanz; die Jetztzeit hat dafür den Schwindel. Was soll aber aus einer Welt werden, die bald aus lauter Banquiers bestehen wird? Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß in einem System der National-Oekonomie des nächsten Jahrhunderts, wenn von der Vergangenheit gesprochen werden wird, neben den theocratischen, Natur- und Industrie-Staaten auch von einem Banquierstaate die Rede sein wird.

Vierzehnter Brief.

Die Straßen.

Nach der Ueberschrift urtheilend, wird der Leser wahrscheinlich einen Eisenbahn-Artikel erwarten und sich nicht wenig wundern, wenn in dem folgenden von den Schienenwegen nur wenig die Rede ist. Der Bau der Reichenberg-Pardubitzer Bahn, der schon zu so vielen Debatten Gelegenheit gegeben, ist nun ein **fait accompli**; es darf der Vollendung desselben in dem Zeitraume von zwei Jahren mit Zuversicht entgegengesehen werden. Wozu sollten wir also unnütze Worte über denselben verlieren? Daß diese Eisenbahn nothwendig ist, in einem Lande, dessen Existenz auf der Unterstützung seiner industriellen Unternehmungen beruht, deren Lebensfrage aber wiederum mit der Brennstofffrage aufs Innigste zusammenhängt, welche nur durch den Schienenweg ihre Lösung finden kann, bedarf keiner ferneren Beweisführung. Die Kohlenlager unseres Landes sind reich genug. Die Theuerung des Brennstoffes beruht nur auf der Theuerung der Zufuhr. Daß aber die industriellen Verhältnisse durch die Belebung des Verkehrs in dieser Gegend — wo der Transport von Reichenberg nach Prag ebensoviel kostet und ebenso lange dauert, als von Reichenberg nach Hamburg — einen neuen Aufschwung nehmen werden, bedarf erst keiner Erörterung. Durch diese Eisenbahn wird dem Handel und Verkehre seine uralte Richtung vom nordwestlichen nach dem südöstlichen Europa wieder gegeben, und durch sie ist das Wichtigste gethan, was sich für die Hebung des Verkehrs

einer dichtbevölkerten Industriegegend, wie der unserigen überhaupt, thun läßt.

Ebenso wenig braucht auch erst die Vortheilhaftigkeit des neuen Projects in ein rechtes Licht gesetzt zu werden, das sich die Verlängerung der Reichenberg-Pardubitzer Bahn an die Elbe, von Oderwitz ausgehend, zum Ziele steckt. Abgesehen davon, daß diese Bahn, wenn sie in der projectirten Aussig-Teplitzer Bahn eine Verlängerung findet, den ganzen industriereichen Norden Böhmens durchschneidet, stellt sie die Verbindung mit der Elbestraße her und bringt die Centralpunkte der nordböhmischen Industrie in directem Rapport mit dem Norden Deutschlands; aus welchen die meisten Industrien Böhmens einen beträchtlichen Theil ihrer Rohstoffe beziehen und wohin sie ihre Manufacte in so reichem Maße versenden.

Erst durch diese ost-westliche Bahn, welche die Verbindung mit der Elbe auf dem kürzesten Wege herstellt, würde die Reichenberg-Pardubitzer Linie zu jener hohen Bedeutung gelangen, die man sich von ihr verspricht, denn sie würde den Industriezweigen die Wasserstraße öffnen, ein Verkehrsweg, dem die Schienen den Rang streitig zu machen, noch nicht im Stande waren. Aber wir brauchen auch diese Bahn nicht erst zu bevorworten, denn auch ihre Errichtung ist ein **fait accompli**, ihre Concessionirung in Aussicht, da der von dem mehrfach genannten Bürgermeister Strache in Rumburg, entworfene Plan den Beifall des hohen Ministeriums gefunden, und die für die Ausführung derselben nöthigen Capitalien von den durch ihren Bau am meisten begünstigten Industriellen dieser Gegend herbeigeschafft werden sollen. Ueber die Eisenbahnen brauchen wir also kein Wort weiter zu verlieren, um desto nothwendiger ist, es einen Blick auf die bereits bestehenden Verkehrsstraßen des nordöstlichen Böhmen zu werfen.

Es ist eine auffallende Thatsache, daß, seitdem die Vervollständigung des Eisenbahnnetzes den ganzen Eifer der Industriellen für die Erleichterung des Verkehrs absorbirt, die Chaussee-Verbesserungen immer mehr und mehr in den Hinter-

grund treten, und doch sollte man glauben, daß gerade, weil jetzt unser Eisenbahnnetz vervollständigt wird, und gerade jetzt neue Schienenwege angebahnt werden, eine Umgestaltung unseres Straßenwesens um desto nothwendiger sei, sollen die neuen Schienenwege ihre wichtige Aufgabe, die Erleichterung des Verkehrs, in vollem Sinne erfüllen. Die „Erleichterung des Verkehrs" ist auch eines von jenen Schlagwörtern, die heutzutage von Jedermann im Munde geführt und das darum so oft mißverstanden wird, weil es jeder recht zu verstehen glaubt. Die große Menge versteht unter Erleichterung des Verkehrs noch immer die Erleichterung des Personenverkehrs, und lassen wir uns in einer Landstadt in ein Gespräch über die künftigen Eisenbahnen ein, so hören wir den Nutzen derselben loben, weil die Frau Gevatterin, die jährlich einmal zu einer Kindtaufe oder zu Weihnachten in die Stadt fährt, dann um ein Paar Stunden früher „drin" sein wird, oder weil dann der Herr Pathe häufiger hinaus wird kommen können. Traurig aber ist, wenn auch von den sogenannten Gebildeten der Nutzen der Schienenwege von diesem kleinlichen Standpunkte aufgefaßt wird, wenn auch die Männer vom Fache den Personenverkehr allein im Auge haben und vergessen, daß nicht dieser, sondern der Gütertransport der eigentliche Kern der Verkehrs-Erleichterungen durch Eisenbahnen, das Criterium sei, nach welchem die Schienenwege beurtheilt werden müssen.

Daß dieses Criterium so oft aus dem Auge gelassen wird, beweist uns gerade die Fahrlässigkeit, mit der man auch in unserem Bezirke die Chaussee-Verbesserungen vornimmt. Es ist wahr, die Vervollständigung unseres Eisenbahnnetzes wird in den nächsten Jahren mit Riesenschritten fortschreiten, aber wie viele Eisenbahnen werden noch gebaut werden müssen, ehe einst die Chausseen überflüssig werden. Darüber kann wohl noch ein Jahrhundert vergehen! So lange aber das Netz nicht in dieser Weise vervollständigt ist, ist eine Verbesserung der zu den Eisenbahnstationen führenden Chausseen nothwendiger denn je. Was sollte aus jenen

Etablissements werden, die abseits von dem Schienenwege liegen, also ohnehin im Nachtheil gegen die an der Bahnstrecke liegenden Fabriken sind? Sollen sie die Maschinen still stehen lassen, weil sie durch die Transport-Theuerung ihrer Waaren mit den durch die Bahn begünstigten Industriellen nicht concurriren können; sollen sie die tausend fleißigen Leute, welche sie nährten, dem Hunger preisgeben? Führen wir ein Beispiel an: In Aicha liegt das große mehrfach erwähnte Etablissement von Franz Schmitt, das eine ganze Gegend, mehrere Stunden im Umkreise, ernährt. Die Reichenberg-Pardubitzer Bahnlinie geht mehrere Stunden weit entfernt vorüber. Was soll aus der Fabrik werden, wenn man ihr nicht wenigstens durch eine gute, den Verkehr mit den Stationspunkten erleichternde Chaussee, sowohl was die Brennmaterial-Einfuhr, als den Waarentransport betrifft, unter die Arme greift? Es handelt sich hier nicht um das Privat-Interesse eines einzelnen Fabrikanten, es handelt sich um die Interessen einer Gegend, der dieser Mann durch sein Etablissement Brod verschafft, und die dem Hunger preisgegeben würde, wenn derselbe Industrielle, der jetzt in Zittau ein zweites Etablissement errichtet, seine Kraft dorthin concentriren möchte. Könnte man ihm das aber übel nehmen?

Die meisten Straßen unserer Industriebezirke sind so auffallend schlecht und unzureichend, daß der Fremde, welcher sie zum ersten Male befährt, kaum ahnen dürfte, daß sie zu den wichtigsten Industriepunkten unserer Monarchie führen. Die Fehler liegen zunächst darin, daß man beschwerliche, im Winter oft die größten Schwierigkeiten bietende Gebirgswege, an denen zum großen Theile nur wenig bewohnte Flecken liegen, statt der Thalstraßen eingeschlagen, und daß selbst die wünschenswerthe Instandhaltung dieser Straßen durch die unzureichende Schottermenge unmöglich wird, während gerade hier eine unaufhörliche Ausbesserung der durch den beständigen Brennmaterial-Transport so oft unfahrbar werdenden Wege unumgänglich nothwendig ist. Seit dem Bestehen der Prag-Dresdner und der westöstlichen sächsischen Bahn hat der

Verkehr seine bisherige Richtung nach dem Süden verlassen und theils den ost-westlichen Weg nach Bodenbach, theils den nördlichen nach Zittau eingeschlagen. In Folge dessen bewegt sich der ganze Handelszug, dem jetzt eine künstlich oktroirte neue Richtung gegeben ist, auf unzugänglichen, für den Lokalverkehr einzelner Punkte kaum zureichenden, in ihrer Verbindung bis Tetschen aber einen größeren Umweg bildenden Wegen, während eine directe, kürzere Straße zwischen Rumburg und Tetschen noch nicht in der Weise hergestellt ist, wie es die Nothwendigkeit erheischt. Die Straße nach Reichenberg über den Jeschken ist höchst beschwerlich, nicht minder die Rumburger über den Schober bei Röhrsdorf. Nur in der Umgegend von Reichstadt und Bürgstein sind jetzt gute Straßen, seitdem Se. Majestät der Kaiser Ferdinand das erstgenannte Schloß zu seinem Sommer-Aufenthalte gewählt hat und die prachtvollen Straßen mit großem Kostenaufwande zum Wohle der ganzen Umgegend herstellen ließ. Eine Menge wichtiger Flecken sind noch gar nicht verbunden, oder wenn sie verbunden sind, durch Wege, die für den Gütertransport unzureichend sind. Wir müssen uns auf die hier angeführten Beispiele beschränken, da uns der Raum unserer Briefe eine detaillirtere Darstellung des mangelhaften Straßennetzes nicht erlaubt.

Soviel wird man jedoch aus dem Gesagten ersehen, daß die Verbesserung der Straßen im nordöstlichen Böhmen eines der wichtigsten Bedürfnisse des Bezirkes ist, denn tritt sie nicht bald ein und wird unterdessen die Eisenbahn vollendet, so müßte dieser Zustand nach Beispielen vieler Länder zu der Verarmung jener Punkte führen, die durch unzulängliche Straßen von dem Schienenwege getrennt sind, durch diesen aber aus ihrer Gleichstellung mit den übrigen Plätzen herausgerissen wurden.

Wo könnte aber diesem Bedürfnisse eher abgeholfen werden, als in einer Gegend, die alle Hilfsmittel zu einem Straßenbaue, gutes Rohmaterial und billige Arbeitskräfte in so reichlichem Maße bietet?

Fünfzehnter Brief.

Zur Geschichte der nordböhmischen Leinenindustrie.

Eines der wichtigsten Momente in der Geschichte der nordböhmischen Industrie bildet der, vom national-ökonomischen Standpunkte aus betrachtet, hochwichtige Kampf des Linnens mit der Baumwolle, ein Kampf, der zu dem allmälichen Verfalle der Leinenindustrie führte, ohne jedoch bis jetzt völlig beendet zu sein.

Die Leinenindustrie ist neben der Glasfabrikation, mit welcher sie von ihrer Entwickelung bis zu ihrem Blüthepunkte parallel läuft, der älteste Industriezweig des nordöstlichen Böhmen. Beide Industriezweige haben es im Laufe der Zeit zu einer auf dem Gebiete der Gewerbe kaum ihres Gleichen habenden Weltberühmtheit gebracht. Das böhmische Glas und die Rumburger Leinwand haben eine Zeitlang in derselben Weise die Herrschaft auf dem Weltmarkte geführt, wie etwa der englische Stahl und der Mailänder Seidenstoff, ja sie haben einen Ruf erlangt, der wohl manches ausländische Erzeugniß derselben Gattung zwang, sich unter der Maske des böhmischen Glases und unter der Etikette der Rumburger Leinwand auf den Markt zu schleichen, um mit dem ächten böhmischen Producte — das schon durch seine Popularität wie etwa heute die englische Nähnadel einen Vorsprung hatte — Concurrenz machen zu können.

Daß sich die beiden Industriezweige gerade in den nördlichen Gebirgsgegenden Böhmens concentriren, hatte in den Bodenverhältnissen seinen Grund. Die Massen ausgezeich-

neten Rohmaterialien, der Gedanke, daß sich der unerschöpfliche Holzreichthum am besten durch Glashütten ausnützen lasse, wies auf die Glasfabrikation, die für den Anbau des Flachses geeignete Beschaffenheit, des für anderweitige Bebauung untauglichen, Bodens auf die Linnen-Erzeugung hin. So kam es, daß unsere Glasantiquitäten, wie Pocale, Humpen u. dgl., als Zeugen der blühenden Glasindustrie bis in die ältesten hinaufragen, und daß wir nach den Chroniken bereits die ältesten Bewohner mit der Leinwand-Erzeugung beschäftigt sehen. Schon die aus ihren Wohnungen vertriebenen Wenden kannten den Flachsbau, das Spinnen und Weben, und haben diesen Industriezweig in die Gegend von Rumburg und Schluckenau verpflanzt. Bereits im 14. Jahrhundert war in dieser Gegend das Leinwand-Commercium in hoher Blüthe. In den ältesten Sterberegistern des 15. Jahrhunderts kommen bereits Leinweber vor. Der erste Innungsbrief wurde den Leinwebern von Rumburg und der Umgegend von dem Herrn Heinrich von Schleinitz, Herrn von Hornstein, Thalenstein und Schluckenau „Montags nach **Exaudi**" im Jahre 1515, der zweite von Georg von Schleinitz „Dienstags nach **Egidi**" im Jahre 1560, der dritte von Heinrich von Schleinitz „Montags nach **quasimodogeniti**" im Jahre 1568 und der vierte von Christoph von Schleinitz auf Thalenstein und Rumburg am 10. October des Jahres 1588 ertheilt.*)

---

*) Ich bin durch Zufall in den Besitz einer Abschrift dieses vierten Innungsbriefes gelangt, die ich in einer handschriftlichen Rumburger Chronik gefunden. Es ist eines der wichtigsten Documente für die Geschichte des mittelalterlichen Innungswesens in unserem Industrielande, und ich säume daher nicht den 35 Puncte enthaltenden Brief hier in seiner ursprünglichen Form mitzutheilen. Der Inungsbrief lautet:

„Ich Georg von Strölitz auf Thalenstein und Rumburg, Romischen und Kayßerlichen und Königlichen Mayestädt Rath, der Kron Böheimb vice Cantzler und Beyder Rechten Doctor, thun Hiemit Kundt und zu wissen mit diesen meinem offenen Brieffe, vor

Um das Jahr 1684 kam auch schon die Damastweberei auf, deren Erzeugnisse nach England gingen. Im Jahre 1726 ließ man in Warnsdorf Gezogenes, Zwillich, Schäker und andere Sorten arbeiten, kurz, die Linnenindustrie

---

jeder männiglich, daß vor mich als ihren Rechten Erbherrn komen sindt meine Lieben getreuen die Meister des Handtwerks der Leinweber zu Rumburg sämbtlich und haben ihre Innungen, Satzungen und Handtwerks-altwohl-hergebrachten Gewohnheiten. So nach vor Waylandt dem Wohlgeborenen Herrn Herrn Heinrichen von Schleinitz, Herrn zum Hornstein, Thalenstein und Schluckenau, Fürstlichen Gnaden Herzog George von Sachßen oberster Marschl. untern dato Montages nach Exaudi im 1515 Jahre, mehr von dem wohlgebohrenen Herrn Georgen Herrn von Schleinitz auf Thalenstein und Schluckenau, sub dato Dienstags nach Egidi im 1560 Jahr, mehr von dem Herrn Herrn und Wohlgebohrenen Heinrichen Herrn von Schleinitz auf Thalenstein und Schluckenau mit den dato nach Quasimodogeniti im Jahre 1568 und wardte von den Edlen gestrengen Herrn Christophen von Schleinitz auf Thalenstein und Rumburg als ihren vorhin gewesenen Erbherrschaft Confirmiret und Bestättiget worden, vorbracht und mich hierauff als ihren jetzigen Erbherrn umb fernere Confirmation und Bestattigung alles unterthänigen Fleißes Gehorsambst gebethen, welche von Wort zu Wort Lauten wie hiernach folget:

Zum 1ten. Soll diese Ordnung im Namen Jesu Christi unseres Erlößers und Seeligmachers angefangen werden, erfolgen und sollen Jetzige und Künftige Meister dieses Handtwercks der Leinweber allhier zu Rumburg mocht Recht haben und sich vor alle Personhen ihres Handtwercks derselben weiber und kinder Ehrlich und Nutzliche Ordnung zustellen, die jetzo an andern Enden gehalten wird, anzunehmen, die mit Bußen und Straffen Beim Handtwerge noch Gelegenheit der Verbrüchung lassen bleiben. Doch das solche Ordnung allezeit mit der Erbschaft Bewust und Willen geschehe und davon der Herrschaft etwas unleidlicher in dieser Ordnung Befunden wurde, soll ihr dasselbe zu Endern und abzuschaffen vorbehalten sein und bleiben.

Zum 2ten. Wer diß Handtwerck Lernen will, der soll 14 Täge versuchen. Nach Ausgange der 14 Tage seiner Ehelichen Geburth Handels und Wandels genugsamte Kundtschafft Schrifftlich oder Mündlich vom Rathe vorbringen. Wann dann allda erkannt ist daß er zu dem und andern Handtwergen genugsam sey, so soll er von dem Handwerge aufgenommen werden daß ein jeder drey Jahr lang nach einander lernen soll, da er aber in den drey Jahren von der Lehre

begann sich zu heben. Der Grund lag wohl zunächst darin, daß man bei billigen Arbeitskräften ein heimisches Rohmateriale verarbeitete, und das Fabricat durch die altherkömmliche Beschäftigung der Erzeuger mit demselben, was Güte

---

abstunde, der soll dem Handtwerge drey Gülden in die Laade geben zur Straff und solches zu halten mit gegegsehmen Bürger vollziehen auch soll er alsbaldt er angenommen ein Gülden in die Laade Legen, davon gebührt dem Rathe drey weiße Groschen, in die Laade 9 weiße Groschen und den Eltisten Meistern vor ihre Mühe und Versäumniß 12 weiße Groschen den Lehrmeister soll er ein Bette mit einem Pfühl und ein Tuch geben, welches die Elteſten Meister sollen besehen, daß es Gutt und Tuchtig seye und wenn der Junge außgelernt oder aber in der Lehr verstürbe, so bleibt das Bette dem Lehr Meister, da aber der Junge kein Bette hat, so soll er davor den Meister drey Gülden Baar auflegen.

Zum 3ten. So ein Lehr Knecht unwiltig Befunden und den Meister zuwieder sich unwillig einließe, der soll 2 Schok zur Buße erlegen. So aber der Mangel an Meister erkannt wird soll er nach erkänntniß der Meister 3 Gülden in die Laaden verfallen seyn und der Lehr Knecht, soll mit einen andern Lehrmeister zu seiner Lehre durch das Handtwerg versorget werden.

Zum 4ten. Soll ein Jeder nachdem er seine 3 Jahr in der Lehre ausgestanden sich ein Jahrlang in die Wanderschaft begeben und seinem Handtwerge nach, ziehen, die Wanderschafft über drei Meihlen Wegs verbringen und vor Außgange des Jahrs ohn genugsambe ursache nicht wiederkommen, eher das soll ihm kein werden umb die Meisterschaft oder Meister Recht zugeben werden, es seyen Frembde oder Meisters Söhne.

Zum 5ten. Ein Frembder Geselle der umb das Meister Recht werben will, soll zuvor ein Jahr allhier und das Jahr bei einem Meister gearbeitet haben.

Zum 6ten. Wer in diesen Handtwerge Meister werden will, der soll seiner Lehr, daß er drey Jahr Lang sein Handtwerck gelernet, auch seines Verhaltniß, genugsahmer Kundtschaft vorm Handtwerge auflegen und vorbringen. Nochmahls soll er pier Quartal umb das Meister Recht bitten und aufs vierdte Quartal solls ihm ab oder zugesprochen werden. Eines Meisters Sohn aber soll ein Quartal umb das Meisterrecht werben, und es verlangen. Nach der zusage soll der Neue Meister sein Bürgerrecht gewinnen und drey Meister Stück machen:

Eine Leinwandt auß 25 Gängen Einen Zwilich auß 48 Gängen

und Wohlfeilheit betraf, den Anforderungen des Consumenten Genüge leisten konnte, endlich daß, abgesehen von der Unterstützung, welche dem Industriezweige von Seite der Regierung unter Kaiser Joseph II. durch directe Gaben und

---

Eine kleine Leinwandt auß 50 Gängen, darzu soll er ihme die Kämmen Selbsten Beschlagen Reigen und anrichten und so er mit der Kundtschaft und Meisterstück bestanden, die geordneten Schau-Meister vor dem Handtwerck auffsagen daß die Stucke Tuchtig und guth findt, soll der Junge Meister den Schaumeistern und Elteſten einen halben Thaler und dem Handtwerke 10 Schock nehmlich erstlich wann er ins Handtwerk wirbt 5 Schock, nachmahls wann er seine Meisterstuck auf gelegt hat, die andern 5 Schock, Eines Meisters Sohn aber, des gleichen ein Knappe, der eines Meisters Tochter wirbt 5 Schock namlich wann er einwirbt dritte halb Schock nachmahls wenn er die Meisterstuck verfertigt auch dritte halb Schock Baar in die Laade geben und erlegen Dann soll er so viel als ein andrer Meister Recht haben und gebrauchen

Zum 7ten. Wann ein Frembder Geselle anhero kombt und sich bey den Eltisten Meistern schreiben lassen will, sein Jahr zu vorarbeiten, der soll Kundtschaft vorbringen daß er zwey Jahr gewandert und von seiner Heimbt außen gewesen sey.

Zum 8ten. Soll ein Frembder Gesell, welcher allhier Meister werden will, er habe allhier oder anders wo gelernt an Michaelis bey den Eltisten Meistern sich einschreiben lassen bei welchen Meister er sein Jahr will vorarbeiten, und da derselbe Meister das Jahr im Armuth Fiehle und den Gesellen nicht Fördern könnte, so soll der Geselle solches den Eltisten ansagen, dieselben sollen ihn mit einem andern Meister versorgen, und soll unter den Frembden nicht mehr den einer und nur auf Michaelis anfahen zu werben und einzukommen Eines Meisters Sohn aber oder ein Geselle der eines Meisters Tochter nimbt oder eine Witen dieses Handwerks, wann er sein Jahr verwandert und sein Jahr bey einem Meister gedient hat, mag einwarten an einem Quartal welches ihm gelegen. Die haben selbe Gerechtigkeit frey.

Zum 9ten. Soll auch ein jeder der in diesem Handtwerke Meister werden will ein Ehelich Weib bei sich haben oder aufs Wenigste mit einer Person Ehelich verlobet sein.

Zum 10ten. Soll ein jeder Junger Meister im Anfange anstatt des Wachßes wie vor allers gebrauchlich gewesen drey weiße Groschen in halbes Nußen geben

Zum 11ten. Wenn Gemeine Bier getrunken wird So sollen

Einführung des Prohibitivsystems zu Theil geworden, das Bedürfniß des Publikums nach Linnenwaaren sehr bedeutend war, da man doch ein Surrogat nicht kannte. Sämmtlich Zustände, die sich in der Neuzeit anders gestalteten

---

Jungsten zween Meister nach Befehlich der Eltisten daß Bier auftragn und da eines im Handtwerke verstürbt dasselbe helffen zur Erde Bestatten. Mit dem soll auch jeder Meister oder Meisterin selbst mit zum Grabe gehn und solches mit keinem Gesinde verrichten, bey der Büße ein Pfund Wachß. Es soll auch umb geschickt und die Kunde wann eine Leiche begraben wird angemeldet werden, allda soll sich ein jeder auf angezeigte Stunde vor dem Hauße da die Leiche immer ist Befinden lassen. Es sollen auch die jüngsten zween Meister soviel im Handtwerke zu thun versorgen und dasselbe mit Fleiß ausrichten bei obiger Straffe oder Buß.

Zum 12ten. Soll kein Meister den Andern sein Gesinde oder Lehrknecht nicht abspenstig machen Bei der Buße eines Guldens in die Laade.

Zum 13ten. Im eingange des Handtwerks, soll sich ein jeder ordentlicher weiße mit Worten werken und Gebährden verhalten, also daß allda kein unscheinbar Wort, Eyfer, Zorn eigner Muthwille nicht soll gespürth werden; der in diesem Artikul brüchig wirdt der soll zu Straffe so offt das geschicht einen halben Gulden in die Laade verbußet haben, da er sich aber mit der That vergriffen soll dieselbe Straffe nach gelegenheit der That der Herrschaft vorbehalten seyn und bleiben.

Zum 14ten. So einer oder eine deß Handtwerks nach Beschickung desselben beym Handtwerk sein soll und muthwillig ohne genugsamte Ursach außen bleibt und in der angestellten Stunde nicht erscheint verbußet ein Pfund wachß.

Zum 15ten. Ist durch Recht billig erkandt daß dieses Handwerks gesindt und Kinder zu allen Ehrenhaftigen Handeln und Wandeln ganz Tüchtig und genugsam sein Sollen und Bleiben.

Zum 16ten. Soll auch dieß Handtwerk von den Einwohnern dieses Kirchspiehls keiner außerhalben der Zechen zu Treiben gestattet werden wie vor Alters geschen und Bestettigt geweßen, sondern alle Meister sollen in Stadtlein Saß hafftig seyn, den Dorfern aber in dieser Herrschaft Rumburg, so außer dem Kirchspiehl gelegen sind, nur zugelassen werden. Daß auf 24 Wirthe ein Leinweber, soll gehalten werden doch daß die dieselben Leinweber Nichts anders den ihren Nachbahrn um ihnen selbst zu nothdurfft ihrer Haußhaltung würken sollen, und sollen keinen Leinwandt Aufkauff machen auch kein gesinde

und auf den Verfall des Industriezweiges den wesentlichsten Einfluß nahmen. Laut Decret vom 30. Juli 1767 wurde die Leinenweberei freigegeben und das Decret vom

---

fördern sondern was ein solcher Dorfweber mit eigenen Händen fördern kann soll ihm obbeschriebener Maßen zugelassen sein.

Zum 17ten. Wann ein Meister Lohn-arbeit auf sich nimmbt soll er die allwege in acht Wochen von sich richten, und die Leuthe wohl versorgen, wo Klage kommt dß es nicht geschen soll er nach erkenntniß des Handtwerks gestraffet werden so oft das geschieht drey Pfund Wachß.

Zum 18ten. Der Herschaft Arbeit soll nach Allen Fleiß unabbrüchig Tuchtig gemacht werden, darauff die Eltisten Meister sehen sollen, wie damit umgegangen wird, waß gemeine grobe garne sindt, dieselben in 6 Wochen, kleine garne in 8 Wochen gefertiget werden. Da aber ein Garn übel gerith, sollen die Eltisten Meister darauff trachten, dß es so best moglich auch soll gefertiget werden.

Zum 19ten. Da ein Meister Lohn arbeit macht und dieselbe Verderbte und nicht Tüchtig machte der soll die wahre oder Leinwandt nach erkenntniß des Meisters und des Rathes bezahlen.

Zum 20ten. Sollen die Garne den Meistern zu Bequemer Zeit zur Arbeit geben und nicht gar auf Zeit gesparet werden, auf das die Leuthe können gefordert werden.

Zum 21ten. Soll von zween Stucken groben garne der würkelohn sein 7 kleine Groschen, von zween Stucken Mittel Garne auch 7 groschen von kleinen garne, Bieß in 40 gänge, von einem Stück 4 kleine groschen, von kleiner Leinwandt auß 40 gängen gemacht von jeder Ehlen sechß kleine Pfennige, von noch kleiner Leinwandt auß 48 gangen von jeder Ehlen einen kleinen groschen, von einer auß 50 gängen und darüber von einer jeder Ehlen Neun kleine Pfennige.

Zum 22ten. Sollen die Meister Rechte Breithe Führen also das die Leinwebe zwo Ehlen, wie vor alters gewest in die Breithe und in die Länge aufs wenigste 60 Ehlen haben soll und nicht drundter. Da er anders Befunden, die Maaß einen halben Gulden in die Laade.

Zum 23ten. Da ein Meister einen Lehr Jungen außgelernt soll derselbe Meister ein halb Jahr lang keinen Lehr Jungen annehmen und lernen damit der Arme neben den Reichen auch zu Lehr gesindt kommen kann.

Zum 24ten. Wann man gemeines Bier Trinket, soll sich ein jeder Bescheiden halten und nicht aus der Vernunft sich Trinken, welche in dem brüchig befunden, die Buße 2 Pfund wachß, da er sich

1. Juni 1773 schützte den Leinweber ausdrücklich vor dem Zunftzwang.

Ihre eigentliche Blüthezeit erreichten die Leinenindustrie und der Leinwandhandel in den letzten Decennien des vorigen

---

mit unnützen Worten hören ließ, die Buße 12 Groschen. So eine Frevelthat begehet wird, die Straff nach gelegenheit der That oder Herrschaft heim gestellt.

Zum 25. Welcher ohne Ursache auß Muthwillen in das gemeine Bier nicht gehen will, sondern außen bleibet, der soll volle örther zu geben Schuldig seyn, da aber genugsahmer ursache seines außenbleibens vorgewandt wird, derselbe soll halbe örther geben.

Zum 26ten. Sollen die vier Meister auf alle Jahr zu Trinitatis ihre Rechnung dem Handtwerke zu thun schuldig seyn, und nach außgange vierzehn Tage das werk im Handtwerke Schuldig, ablegen. Bei Straff drey Pfundt wachß.

Zum 27ten. Soll keinen Einwohnern dieses Stadtleins noch keinen Bauersmanne auf den Dörffern gestattet werden, die Schmahle Leinwandten außen kauf zu machen und zu bleichen, oder darmit zu handtiren, aber den Einwohnern dieses Stadtleins und nicht den Bauersleutchen soll zugelaßen werden auch sein mit den Breithen Leinwandten zu handeln.

Zum 28ten. Soll kein Bürger noch Krämer macht haben, auf dem Markten oder in ihren Häußern in der wochen außerhalb des wochenmarktes das Garn zu kaufen, so einer darüber Befunden, soll ihm das Garn genommen und in das Hostpitahl geantwortet werden.

Zum 29ten. Soll kein Bürger den Pfuschern in ihren Häußer Garne zu Bezahlen gestatten.

Zum 30ten. Soll kein Bauer das Garn in seinem Hauße verkaufen sondern sich des verordneten wochenmarktes verhalten, und da ein Meister den Bauern das Garn auf der Gassen abkaufte der soll dem Handtwerk einen halben gulden zur Straff erlegen.

Zum 31ten. Soll kein Meister auf Dörffern garn kaufen auch kein Geld darauff geben, welcher solches über Tritt der soll dem Handtwerke so oft es geschieht auch einen halben gulden zur Straff geben.

Zum 32ten. Da ein Meister einen Pfuscher Leinwand abkaufte, dadurch ein Handtwerk Nachtheil Bequeme und geschertzt wurde. derselbe soll von einer jeden solchen gekaufften Leinwand der Herrschaft sowohl auch dem Handtwerk Ein silbern Schock verfallen seyn.

Zum 33ten. Nachdem jetzto die garn etwas keiner dann im vorigen Jahre gesponnen werden hat die Herrschaft auf unter-

Jahrhunderts, und als Stifter derselben ist Anton Salomon,*) ein Rumburger Bürger, in derselben Weise anzusehen, als wir den noch lebenden greisen Egermann in Haida den Altmeister der böhmischen Glasindustrie, besonders was Schliff, Farben und Malerei betrifft, nennen müssen.

---

theniges ansuchen des Handtwerks bewilliget, hinfort von einer jeden kleinen Webe Leinwandt anderthalb schock da das Schock oder Thaler zu 68 Kreutzern gerechnet worden ist macher-Lohn zu geben doch das die Leinwand Tüchtig und guth gefertiget werden.

Zum 34ten. Sollen die Handtwerks Meister alle Jahr 2 Mahl die Weißen in der Herrschaft Rumburg besichtigen und messen. Bei welchem unrechte Weißen Befunden, der soll nach Gelegenheit von der Herrschaft gestraffet werden.

Zum 35ten. Daß wer dießen Ordnungen und Satzungen Stette und veste gehalten und hierinnen, daß Handtwerk geschützt und gehandthabt werden, So sollen dargegen der Herrschaft alle und jetzliche Meistern, die jetzto sein und nach künftig sein werden, von einem jeglichen gezeuge und Stuhle alle Jahr auf Weynachten zween Böhmische Groschen Reichen und geben und Soll kein Meister mehr der drey Stühle zu fordern befuget seyn. Deßgleichen soll auch kein Meister Kauffwerk außen lassen wirksen einen andern Meister des Handwerks. Er lasse denn seinem Stuhl derheime feyern, bey Busse eines Schocks. So dann Ich obgenanter George cet. in Ansehung meiner Unterthanen der Leinweber zimblichen Billigen Bitt, dß es zu aufnehmung jetzo gedachtes Handtwerks gerichtet, habe ich ihnen solches nicht abschlagen wollen. Confirmire, Bekrefftige und Bestättige derowegen in Krafft dieses meines Briefes und Siegels vor mich meine Erben und Nachkommen, alle obbemeldete Beschriebene und hierinnen eingelegten Privilegien, Ordnungen, Innungen und Satzungen dieselben festiglich und Unverbrüchlich zu halten. Ich will aber mir meinen Erben und Nachkommen hiemit vorbehalten haben diesen Brieff unsres Gefallens zu verendern, zu nehmen, auch der Nothdurft und gelegenheit noch zu mindern. Zu wahrer Urkundt hab ich vorbemeldeter George cet mein angebohren großen Insiegel wissentlich hieran Hengen lassen und mich mit eigener Handt unterschrieben. Dargeben ist zu Rumburg den 10. Tag des Monaths Octobris Nach Christi unsres Lieben Herrn und Seeligmachers Geburth im 1588 Jahre.

*) Siehe Salomon der Rumburger, eine Skizze von Theophil Pisling, in den „Erinnerungen", 36. Jahrgang, 7. Heft 1856.

Um einen Beweis für die Blüthe der Leinenindustrie im vorigen Jahrhunderte zu liefern, führen wie folgende aus den mauthamtlichen Büchern entnommenen Daten an. In den Jahren 1780—1791 wurden

nach	Italien	31,871	Centner
„	Spanien und Portugal	71,797	„
„	Sachsen	29,937	„
„	Preußen und Schlesien	164,653	„
„	Polen	301	„
	Summa	298,559	Centner

Leinwand, den Centner zu 10 Stück gerechnet, ausgeführt, wofür nach den damaligen Preisen 44,783,800 fl. ins Land kamen. Rechnet man zu dieser Ziffer noch den Verbrauch der Linnen im Inlande, worüber uns keine genauen Daten erhalten sind, so kann man sich einen Begriff von der Blüthe dieses Industriezweiges machen, welcher noch erhöht wird, wenn wir die Ausfuhrverhältnisse der gesammten österreichischen Leinwand-Fabrikation in den letzten Decennien mit jenen vergleichen. Die österreichische Gesammtausfuhr an Linnengeweben betrug in den Jahren

1821—1830	durchschnittlich	50,771,	
1830—1840	„	51,500,	
1840—1850	„	43,310	Ctnr.

Den Grund zu seiner Blüthe haben außer dem localen Verhältnisse noch verschiedene andere Umstände gelegt. Vor Allem muß in Betracht gezogen werden, daß Böhmen im vorigen Jahrhundert einen selbstständigen Leinwandhandel besaß, während sich jetzt der Handel in den Händen der Producenten befindet, und jeder Leinwandhändler zugleich Kaufmann sein muß. Daß es auf jedem Gebiete der Industrie zu der Verschlechterung der Waare, zu dem Verfalle der Production führt, wenn der Handel die Kräfte der Industriellen absorbirt, so daß er diese nicht mehr auf die Production allein concentriren kann, bedarf keiner weiteren Erörterung. Englands industrielle Größe beruht hauptsächlich auf

dieser Trennung des Handels von der Production, die dem Gewerbetreibenden ermöglicht, seinen ganzen Fleiß auf sein Gewerbe zu verwenden.

Was die Lage der Leinweber heute so traurig macht und sie uns als noch elender erscheinen läßt, denn die des Baumwollwebers, ist, daß er *für sich* und nicht wie bei der Baumwollweberei für einen Fabriksherrn arbeitet, und deßhalb auch für den Verschleiß seiner Waaren sorgen muß. Wäre indeß der Leinweber durch Capitalien, wie dies im vorigen Jahrzehent geschah, unterstützt, so würde sich sein Zustand günstiger als der des Baumwollwebers gestalten, denn es stünde dann in seiner Macht, sein Gewerbe auszudehnen. Allein das Capital fehlt hier fast überall, der Leinweber muß sich mit genauer Noth das Rohmaterial, Kette und Einschlag, sowie den Stuhl und die nöthigen Werkzeuge anschaffen; während der Baumwollweber, weil er als *Lohnarbeiter* beschäftigt ist und zu dem Arbeitsgeber nur in einem Akkordverhältnisse steht, dies Alles von dem Fabriksherrn erhält. Geräth nun der Leinweber in Noth, so muß er sein fertiges Fabrikat um den Preis des Rohmaterials verkaufen und nicht selten den Arbeitslohn einbüßen. Wovon soll er in solchen nicht seltenen Fällen leben? Der Lohnweber erhält doch immer eine Bezahlung von seinem Herrn. Kann es uns daher Wunder nehmen, wenn wir die drückendste Noth, den Höhepunkt des Elends in den Industriebezirken des nordwestlichen Böhmens bei den Leinwebern finden. Wie uns unsere Untersuchungen zeigten, kann man den Durchschnittslohn der Baumwollenweber auf 15 kr. ohne Kost pr. Tag, annehmen, während wir bei der Leinweberei, da, wo das Lohnverhältniß eingeführt ist, den Lohn von 2½ kr. mit und 6 kr. ohne Kost häufig angetroffen haben. Daß diese Leute dennoch ihre Existenz fristen, läßt sich nur durch die Zuschüsse erklären, welche dem Leinweber, besonders zur Winterszeit, aus *Nebenbeschäftigungen* für Taglohn zufließen. Was zur Linderung der Noth durch Sammlungen geschieht, ist größtentheils fruchtlos, denn

durch solche, den Almosencharakter tragende, unzureichende Spenden werden nur Einzelnen ein Paar Stunden versüßt, aber der Zustand der Gesammtheit bleibt nach wie vor ein sehr trauriger. Von unterstützender Bedeutung für die ganze Gegend sind blos die in jüngster Zeit begründeten Verkaufsniederlagen für die Producte des Erz- und Riesengebirges, weil durch diese Absatzquellen geöffnet werden und somit sich die Unterstützung gleichmäßig auf die ganze Industriegegend vertheilt. Der Krebsschaden der Leinwandindustrie bleibt aber noch immer ungeheilt. Die Handarbeit fristet ihr kümmerliches Dasein fort und ist in diesem Industriezweige, sowohl bei der Spinnerei als Weberei, stärker wie bei einem andern Industriezweige des nordöstlichen Böhmen vertreten, während der Fabriksbetrieb nur einzelne wenige Beispiele aufzuweisen hat. Es fehlt eine feste Organisation des Betriebes, und in dieser Beziehung steht die Jetztzeit weit gegen das vorige Jahrhundert zurück. Man irrt sich, wenn man diesen Mangel an Ordnung, der uns überall auf dem Gebiete der Leinenindustrie ins Auge fällt, dem Verfalle dieses Industriezweiges in die Schuhe schiebt; dieser ist zum großen Theile Folge jener, allen Verbesserungen hemmend in den Weg tretenden, Unordnung. Auf dem Gebiete des Flachsbaues, der Handspinnerei und Weberei sind im nordöstlichen Böhmen, der Heimat dieser Industrie seit einem Jahrhundert fast keine Verbesserungen vorgenommen worden. Die Manipulationen sind hier — wir sehen natürlich von dem Maschinenbetriebe ab — noch dieselben wie vor einem Jahrhundert. Wer aber nicht fortschreitet, geht zurück, lautet der goldene Spruch. Ein Stehenbleiben ist auf industriellem Gebiete unmöglich, und muß zur Auflösung des Industriezweiges führen.

Sechszehnter Brief.

Zur Geschichte der nordböhmischen Leinenindustrie.

(Fortsetzung.)

In den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts war man von allen Seiten bestrebt, die Leinwandmanufaktur emporzubringen, und die Regierung sorgte für ein festes Reglement dieses Industriezweiges. Um sich von der Ausgiebigkeit der damaligen Unterstützungen zu überzeugen, braucht man nur die Summen zu betrachten, die damals der Leinwandmanufaktur aus dem Aerarialsfonde zugeflossen. Im Jahre 1779 bewilligte Kaiser Joseph zur Hebung der Leinenindustrie die Summe von 160,000 fl. Daß sich mit einer solchen Summe zu der damaligen Zeit, wo die Capitalbedürftigkeit noch nicht jene bedenkliche Höhe erreicht hatte, wie heute, viel thun ließ, liegt auf der Hand. Wichtig sind die Leinwandpatente vom Jahre 1750 und 1753, in welchen Alles, was für die Hebung der Leinenindustrie gedeihlich sein könnte, erschöpft ist. Nach diesen Patenten war die Ausfuhr der inländischen Garne zum Besten der heimischen Leinwandmanufaktur insoweit beschränkt, daß die zu solchem Handel befugten Garnhändler die eingesammelten Garne zuvor auf den privilegirten Garnmarkt bringen und dem inländischen Weber zum Verkaufe auslegen mußten; erst dann durften sie die übriggebliebenen Garne gegen Entrichtung eines Commerzial-Aufschlages vom Schock a 15 kr. außer Landes verführen. Durch diese Beschränkung wurde der Leinenindustrie, was Billigkeit des Materials betrifft, sehr unter die

Arme gegriffen. Nicht minder wichtig ist das Patent vom 24. März 1764, vermöge welchem die Production von dem Handel getrennt und dem Fabrikanten nur gestattet wurde, seine Fabrikate stückweise zu verkaufen. Der Wortlaut des §. 4 des genannten Patentes lautet: „Es wäre zu wünschen, daß sich die Fabrikanten des Handels gänzlich enthalten, und vielmehr ihre Verleger und Kaufleute mit tüchtigen Waaren zu versehen trachten möchten."

Zur Hebung der inländischen Bleich-Anstalten wurde unterm 30. Januar 1764 ein Patent erlassen, nach welchem die Ausfuhr böhmischer Leinwanden, um sie außer Land bleichen zu lassen, verboten worden. All' diese Verordnungen sind Beweis genug, wie sehr man um die damalige Zeit bestrebt war, die Leinenindustrie zu heben. Und in der That wurde sie auch gehoben, wie bereits die früher angeführten Zahlen zeigen. Die Leinwand wurde anfänglich roh, wie sie vom Stuhle kam, versendet und zumeist in Schlesien gebleicht, da die heimischen Bleich-Anstalten, obwohl Holz und Pottasche in Böhmen wohlfeiler waren, sich als unzureichend erwiesen. Dies machte der böhmischen Leinwandmanufaktur bedeutenden Eintrag und verschaffte den Schlesiern einen ansehnlichen Geldzufluß.

In den Jahren 1781—1791 betrug die Linnen-Ausfuhr nach Schlesien 1,646,540 Stücke.

Für diese betrug der Bleicherlohn zu 1 fl. per Stück gerechnet	1,646,540 fl.
Appreturlohn und Emballage zu ¼ fl. vom Stück	411,635 „
Handlungsprovision zu ¾ fl. vom Stück	1,234,905 „
Summe . .	3,293,080 fl.

welche den Schlesiern aus den für den auswärtigen Handel gezogenen rohen böhmischen Leinwanden in 10 Jahren zugeflossen und für Böhmen verloren gingen. Es lag daher im Interesse der Industrie, Bleichen anzulegen. Die ersten wurden von den Warnsdorfer Fabrikanten Anton Pietschman,

Franz Michel, Christoph Pilz und Joseph Stolle errichtet; allein die Privatbleichen reichten noch lange nicht für das Bedürfniß der Linnenmanufaktur aus. In Folge dessen wurde das bereits oben erwähnte Patent vom 30. Januar 1764, das Verbot, Leinwand auswärts bleichen zu lassen, gegeben. Als jedoch im Jahre 1770 die Georgswalder Leinwand-Negotianten höchstenorts eingekommen, daß die bestehenden Bleichen für die Manufaktur nicht ausreichen, so wurde das Verbot zur Probe auf ein Jahr aufgehoben. Aber alsbald zeigte es sich, daß in Folge dessen die heimischen Bleichen immer weniger belegt wurden. Die Krottauer Bleiche konnte mit der nur eine halbe Stunde weiter entfernt liegenden Zittauer nicht concurriren, obzwar das Klima und Wasser (die Neisse) an beiden Orten dasselbe und das nöthige Rohmateriale, wie Holz und Pottasche, zu Krottau sogar billiger war.

Es entschlossen sich daher mehrere Herrschaften, als: die Grafen Sternberg in Kosteletz, Chambré in Pottenstein, Clam in Friedland, Kinsky in Lindenau, Pachta in Gube und Harrach in Ehrenberg, im Jahre 1774 zur Errichtung von Commerzialbleichen, in Rücksicht auf welche das Verbot erneuert und auf die Ausfuhr roher Leinwanden der Exsitzoll **pro fundo commerciali** vom Stück a 1 fl. gelegt wurde. In Folge dessen hoben sich zum Frommen der Leinenindustrie die böhmischen Bleichen. Als jedoch in folgenden Jahren diese Commerzialbleichen an die Kreisämter übertragen worden und den Leinwebern und Leinenhändlern wieder gestattet wurde, ihre Waaren auswärts bleichen zu lassen, kamen die inländischen Bleichen wieder in Verfall und mehrere wurden gänzlich eingestellt. Durch das Hofdecret vom 15. December 1785 wurde auch der Leinwandhandel den Producenten freigegeben, und in Folge dessen trat oft ein Mangel an Garn ein, weil die Garnvorräthe von dem Auslande eingekauft wurden. Die nächste Folge davon war, daß sich der Leinwandhändler genöthigt sah, um seinen aufhabenden Commissionen nicht entsagen zu müssen,

die abgängigen Leinwanden aus dem benachbarten Sachsen und Schlesien, gewiß aus böhmischem Garne gefertigte Leinwanden zu beziehen. Durch dieses Verfahren hob sich schon im folgenden Jahre der Transitohandel, während das Exsitogeschäft abnahm. Es waren im Jahre

1787	an	Exsito	5145	Ctr.,	an	Transito	9397	Ctr.,
1788	„	„	4790	„	„	„	9378	„
1789	„	„	4475	„	„	„	9865	„
1790	„	„	3728	„	„	„	11191	„
1791	„	„	3006	„	„	„	9899	„

also von Jahr zu Jahr weniger böhmische Linnen aus dem nordöstlichen Böhmen per Exsito, umsomehr aber sächsische und schlesische per Transito versendet worden.

Was die Qualität der Waare betrifft, so stand diese zur Zeit des Wiener Jubilatemarktes auf dem Höhepunkt der Blüthe, und das Waarencabinet böhmischer Fabrikate zur Zeit der Leopoldinischen Kaiserkrönung 1791, zu dessen Beschickung die böhmischen Industriellen eingeladen worden, wies die prachtvollsten Arbeiten, die schönsten achtbündigen Waaren von Anton Salomon in Rumburg und den Gebrüdern Stolle in Warnsdorf auf.

Interessant ist es, daß gerade jener Monarch, der am meisten zur Hebung der Leinwandmanufaktur beigetragen, zugleich auch den ersten Impuls zum Verfalle dieses Industriezweiges gegeben. Als solcher kann das Patent vom Jahre 1786 betrachtet werden, in welchem Kaiser Joseph II. die Einfuhr der englischen baumwollenen Garne gegen Zoll gestattete, welcher Erlaß auch die Hebung der Baumwollen-Industrie, des hartnäckigsten Feindes der Leinenmanufactur zur Folge hatte.

Im Jahre 1785 zählte die Baumwollenmanufactur in Oesterreich sieben Etablissements: die beiden Schwechater, eine zu Friedau, zu Enns in Oberösterreich, zu Lettovitz in Mähren, zu Graz in Steiermark, zu Schaschin in Ungarn. Sie arbeiteten jährlich 160,000 Stück im Werthe von

drei Millionen Gulden und beschäftigten schon damals 40,000 Menschen.

Das älteste Etablissement war das eine der beiden Schwechater; es wurde im Jahre 1782 von den Herren Weigel und Schwab errichtet. Die meisten Geschäfte machte das Friedauer im Besitze des Grafen Fries und Barons Grechtler. Die rohe Baumwolle kam aus der Türkei und per Achse durch Ungarn, oder wurde aus Smyrna zur See per Triest befördert. Auf diesen Wegen wurden jährlich 60,000 Centner nach Oesterreich spedirt, wovon jedoch nur 12,000 bis 15,000 verarbeitet, das Uebrige aber ins Ausland verführt wurde. Der Preis belief sich auf 40 bis 50 fl. pr. Centner.

Christoph Nako, ein Ungar, Herr auf Groß-St.-Miklos und Marienfeld, machte Versuche, die Baumwollstaude in Ungarn anzupflanzen und ließ zur Wartung der Pflanzen griechische Familien aus Macedonien auf seine Güter kommen. Doch blieben seine Bemühungen fruchtlos.

Als nun Kaiser Joseph die Einfuhr der englischen Garne gestattete, war Warnsdorf der erste Ort in Böhmen, der sich mit allem Fleiße auf die Baumwollenindustrie verlegte und sich mit aller Kraft auf die Anfertigung baumwollener Artikel nach englischem Muster warf. Mit kaum glaublicher Schnelligkeit waren Färbereien, Appreturen und Maschinen eingeführt und bald, in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts, kam die Manchester- und Tiritfabrication auf, das Schneiden des Sammets nahm seinen Anfang und bildete einen neuen Nahrungszweig der Bewohner, der noch jetzt eine Menge fleißiger Arbeiter in Thätigkeit setzt, da auf diesem Gebiete merkwürdiger Weise noch heute die Handarbeit durch keine Maschine ersetzt ist. Wir treffen in der Gegend von Rumburg diese Sammetschneider, die gegen einen geringen Tagelohn das Gewebe mit einem einfachen Messer schneiden. Wenn man die vortrefflichen Sammet-, Manchester- und Piquee-Fabrikate des nordöstlichen Böhmen, besonders aus den Fabriken von Fröhlich und Söhne, Müller und

anderen betrachtet, so möchte man kaum glauben, daß dies Handarbeit und mit einem einfachen Messerchen geschnitten ist.

Joseph Palme in Warnsdorf fabricirte den ersten Mancheſter, wozu ihm sein Bruder Johann die Einbünde ausarbeitete. Das Schneiden und Sengen hatten zuerst Anton und Andreas Hanisch vervollkommnet.

Die ersten Cotondruckereien wurden in Warnsdorf zu gleicher Zeit von Joseph Liebisch, Joseph Hanisch, Stolle und Fröhlich errichtet. Bei der Weberei wurde 1801 der Berliner Schnellschütze und die Jaquardstühle für Damast eingeführt. Im Jahre 1804 errichtete Joseph Hanisch einen Dampfapparat, wo das Wasser in 12 hölzernen Fässern zum Kochen gebracht wurde. Im Jahre 1809 entstanden drei Baumwollspinnereien und Anton Runge errichtete die erste Walzendruck-Maschine, der er sein ganzes Vermögen opferte. Joseph Hanisch errichtete mit Hilfe Altenburger Werkleute die erste Schafwollwaarenfabrik mit den nöthigen Maschinen, hydraulischen Pressen und Appretur-Utensilien. In den folgenden Jahren schritt die Baumwollenindustrie rasch fort, bis sie sich bis zu jenem Höhepunkt emporschwang, auf welchem wir sie jetzt erblicken, wo sich in dem Industriebezirke wohl 200,000 Spindeln (in 36—40 Spinnereien), etwa 45 Cotondruckereien befinden. Die Zahl der sich im Gang befindlichen Hand- und Maschinenwebstühle läßt sich schwer bestimmen*). Wir haben dies

*) In den beiden größten Etablissements von Schmitt in Böhmisch-Aicha und Liebig in Reichenberg sind allein etwa 1200 Powerlooms (Maschinenwebstühle) im Gange. In dem großen englischen Webſaale der Liebig'schen Fabrik, der in Deutschland nicht seines Gleichen hat und unter dem Namen „Amerika" in der Industriegegend bekannt ist, stehen in 4 Fronten 800 Webstühle. Man mag sich daraus einen Begriff von dem Umfange desselben machen. Wenn man in den riesigen mit Glas überdeckten Saal tritt, das betäubende Klappern der Powerlooms hört und die ungeheure Reg-

angeführt, um zu zeigen, welchen raschen und auffallenden Aufschwung die Baumwollenindustrie in Böhmen genommen, während die Linnenindustrie, was die Qualität des Erzeugnisses betrifft, stationär blieb, was aber die Quantität betrifft, von Jahr zu Jahr abnahm.

Mit der Aufnahme der Baumwollenindustrie wurde der Grund zum Verfalle der Linnenmanufactur gelegt, bis er die Höhe oder besser gesagt, Tiefe der Gegenwart erreichte. Jetzt wird die Zahl der Leinen-Unternehmungen von der der Baumwollen-Unternehmungen auf dem Gebiete der Weberei mehr als um 400, auf dem Gebiete der Spinnerei um 30 überstiegen. Die Zahl der Leinenspinnereien in Böhmen beläuft sich auf 8, da der Maschinenbetrieb auf diesem Felde noch sehr neu ist. Die Handspinnerei kann des niedrigen Lohnes wegen (2—3, höchstens 6 kr. per Tag ohne Kost) nur als Nebenbeschäftigung getrieben werden. In der Zahl der Bleichen, deren es jetzt in unserem Industriebezirke über hundert (bloße Lohnbleicher) gibt, bei welchen die zu den Fabriks-Etablissements gehörigen nicht gerechnet sind, an den Bleichen, sagen wir, läßt sich der Verfall der Leinenindustrie am wenigsten nachweisen, weil diese Bleichen jetzt fast durchgehends sich sowohl mit Leinen- als Baumwollwaaren, mit letztern natürlich in ausgedehnterem Maße beschäftigen.

Der Verfall der Leinenindustrie läßt sich aber nicht blos an ihr im Allgemeinen, sondern auch an jedem ihrer untergeordneten Zweige zeigen. Bekanntlich zerfällt die Leinenindustrie in drei Hauptzweige: 1. den Flachsbau und dessen Bereitung, 2. die Spinnerei, die sich wieder in

---

samkeit der von vier großen Dampfwerken in Bewegung gesetzten Maschinen überschaut, so wird man von dem Anblicke wie bei dem ersten Eintreten in einen Industrie-Ausstellungs-Glaspalast überwältigt. Das Sprechen ist in diesem Saale durch den ungeheuren Lärm derart unmöglich, daß sich der Fremde durch Zeichen zu verständigen suchen muß.

Hand- und Maschinen-Spinnerei trennt, 3. die Weberei, die fast durchgangs Haus- und Handweberei ist, und endlich die Bleiche, welche als Garn- oder Gewebebleiche den beiden letztgenannten Zweigen zugleich angehört. Ein fast selbstständiger Industriezweig, obzwar mit der Leinenmanufaktur auf das Innigste zusammenhängend, ist die Zwirnerzeugung. Wir müssen ihn, wenn wir von dem Verfalle der Linnen-Industrie sprechen, von unserer Betrachtung ausschließen, denn es hat sich gerade auf diesem Gebiete in den letzten Jahren einige Regsamkeit gezeigt und die Leinen-Zwirnerzeugung, durchgangs Handarbeit, besonders in der Gegend von Schönlinde, Kamnitz und Kreibitz betrieben, setzt jetzt etwa 40 größere Etablissements in dem Industriegebiete des nordöstlichen Böhmen in Thätigkeit. Wir benützen hier die Gelegenheit, um eines Unicums zu erwähnen, das wir im nordöstlichen Böhmen angetroffen, wir meinen eine Petinetfabrik, die sich seit 1842 in Schönlinde im Besitze von Adolph Grohmann befindet, und uns durch die Schönheit ihrer mit belgischen und französischen Erzeugnissen concurrirenden Fabricate beweist, daß sich dieser Industriezweig, der in Oesterreich nur durch noch eine solche Fabrik vertreten ist, hier anpflanzen ließe. Die erwähnte Petinet- (Seidentüllstreifen) Fabrik beschäftigt drei eiserne Stühle, deren erste aus England kamen, die aber jetzt auch bei uns gebaut werden, und deren jeder wöchentlich drei Stück verfertigt, das 4 Ellen breite Stück zu 22 Ellen Länge gerechnet. Der Absatz geht vorläufig größtentheils nach den österreichischen Provinzial-Hauptstädten.

Nach diesem kleinen Absprunge kehren wir zu dem Verfalle der Leinenindustrie zurück. Dieser zeigte sich, sobald die Baumwollenmanufaktur sich emporzuschwingen anfing, zuvörderst in dem Hereinbrechen einer namenlosen Unordnung in der Production, einer Unordnung, die noch heutzutage in sehr beklagenswerther Weise auf das immer tiefere Sinken dieses Industriezweiges wirkt. Die kaiserlichen Patente kamen

außer Wirksamkeit, sie wurden umgangen und zum großen Theile ganz vergessen. Das Garn- und Leinwandpatent von 1753 enthielt zwar unter §. 13. die ausdrückliche Bestimmung, „daß sowohl dieses als auch das diesem vorhergehende Patent vom Jahre 1750 alle Jahre zweimal, und zwar zu Weihnachten bei der gewöhnlichen Weißenstellung — dann um Johanniszeit auf den herrschaftlichen Amtskanzleien den versammelten Unterthanen und Einwohnern bei 10 Reichsthaler Strafe wohlvernehmlich abgelesen und erklärt werden solle. Allein bald wurde der Bestimmung kaum mehr gedacht. Die leidigen Tage des siebenjährigen Krieges vermochten zwar nicht die Linnenindustrie herabzubringen, denn das Bedürfniß der Leinenwaaren stieg, und in Folge dessen die Production. So lange die Leinwand eines der Hauptbedürfnisse bildete, konnte dieser Industriezweig sich in seiner Blüthe erhalten. Allein mit der französischen Revolution, die mit der Vervollkommnung der Baumwollenindustrie zusammenfällt, wurde dieser ein Ende gemacht, weil das Bedürfniß nach Leinenwaaren in dem genannten Stoffe ein, das Linnen beiweitem überbietendes, Surrogat gefunden. Die Continentalsperre beschleunigte den raschen Verfall. Die Leinwandmanufaktur hätte indeß noch lange neben der Baumwollenindustrie ihre Blüthe behaupten können, hätte sich nicht das thatsächliche Bedürfniß nach Leinwand von Tag zu Tag verringert. Wer Leinen trug, vertauschte diese gegen den Nankin, Köper oder Manchester, die sich immer weiter verbreitende „französische Mode" und das allmälige Aufhören der Trachten erleichterten den Wechsel. An die Stelle des Leinwandtuches trat das „Cotontüchel", das jetzt eine so wichtige Rolle in der Industrie spielt, und Tausende von Fabriken beschäftigt. In der Frauenkleidung rief die Baumwolle eine völlige Reform hervor, welche die immer steigende Sucht nach Abwechselung — das sicherste Kennzeichen des Luxus, dem die Baumwollenmanufaktur unter die Arme greifen konnte — noch begünstigte. Als billiger Stoff hatte sich die Baumwollwaare bald das ergiebige Terrain des

täglichen Bedarfes erobert, die Leinwand fing an, als besserer, reellerer und „noblerer" Stoff ein mehr oder weniger ausschließliches Gut der sogenannten „besseren" Klassen zu werden, aber das allgemeine Bedürfniß, das zunächst einen Industriezweig zu heben vermag, verminderte sich, und da in Folge dessen die Consumtion von der Production überstiegen worden, verminderte sich auch die Zahl der Unternehmungen, die Verbesserungen erfolgten nicht, und so kommt es, daß die Leinenindustrie zum größten Theile bis zum heutigen Tage auf der ersten Stufe industrieller Entwicklung, bei der Handarbeit stehen geblieben.

Den ärgsten Stoß nach Einführung der Baumwollenmanufaktur hat unseres Erachtens die Vermischung, besser gesagt, Verfälschung des Gespinnstes der Leinenindustrie versetzt, denn durch diese wurde dem Fabrikate der Credit geraubt; man zog das Unächte dem Gefälschten vor. So lange die Patente bestanden, wurde der Verfälschung des Gespinnstes, die zu einer Verkürzung des Gewebes führte, durch Garn- und Leinwand-Revisoren gesteuert, und die ächte Leinwand kommt deßhalb bis jetzt unter dem Namen „Patent-Leinwand" vor; diese ist noch immer als ächtes böhmisches Fabrikat in der ganzen Welt rühmlich gekannt. Während durch diese Zustände die Leinwandindustrie immer mehr und mehr abnahm, benützte die Baumwollenindustrie, der ohnehin der Weg sehr bald gebahnt war, zu ihrer Hebung auch ein illegales Mittel, das wir aber nicht verschweigen können — den Schmuggel. Bei der beständigen Einfuhr ausländischen Rohmaterials hatte der Schmuggel etwas Verlockendes, die stärkste Grenzbewachung vermochte ihm nicht zu steuern, denn der Schleichhandel war tausendarmig, tausendäugig und kroch gewissermaßen unter dem Boden fort. Noch heutzutage finden wir allerorten an der Grenze Keller, die auf ausländischem Gebiete einen Ausgang haben. So ist es denn eine unbestreitbare Thatsache, daß sich eine große Anzahl nordböhmischer Baumwollenindustriellen lediglich durch

den Schmuggel zu ungewöhnlichem Reichthume emporgeschwungen hatte. Es liegt hierin zugleich der Grund für die sonst schwer zu erklärende Thatsache, daß die meisten Baumwollen-Etablissements in den Grenzorten oft an entlegenen, außerhalb der Straßenverbindung liegenden und zur Benutzung der Dampfkraft ungeeigneten Plätzen entstanden, aber nur spärlich tiefer in's Land hineinragen.

Siebzehnter Brief.

Zur Geschichte der nordböhmischen Leinenindustrie.

(Fortsetzung.)

Bei den Zweigen der Leinenindustrie zeigte sich der Verfall zuerst bei dem Flachsbau und der Flachszubereitung, die Grundlage der ganzen Manufaktur, und wenn die Wurzel krankt, müssen natürlich auch die Zweige verdorren. Im vorigen Jahrhunderte wurde viel für die Hebung des Flachsbaues gethan. Die Wiener Commerzienkammer verordnete laut Erlaß von 30. März 1765 die unentgeltliche Vertheilung der flachsenen Hanfsamen, und bewerkstelligte die Verbreitung einer Flugschrift „über den edlen Flachsbau." Allein schon gegen das Ende des Jahrhunderts begann der Flachsbau zu verfallen. Der Flachs wurde immer spärlicher gebaut und stets mangelhafter zubereitet. Der Grund liegt in dem Mangel an allgemeinen, auf Association beruhenden Flachsbereitungs-Anstalten.

Bis zum Jahre 1852 bestand noch keine derartige Anstalt. Der Flachs wurde und wird zum größten Theile noch jetzt von den Spinnern betrieben, wodurch nebenbei das Anlagscapital der Spinner bedeutend gesteigert wird. Man hat im nordöstlichen Böhmen bei den Linnen- sowohl als auch bei andern Industriezweigen den Fehler begangen, die Fabrication zu unterstützen, ohne das Gleiche bei der Production des im Lande erzeugten Rohmaterials zu thun. Wie soll sich aber ein von allen Seiten bedrohter Industriezweig heben, wenn die erste Bedingung seiner Existenz, die Production des

Rohmateriales, abnimmt oder sich verschlechtert? Die wenigen Verbesserungen, die auf dem Gebiete des Flachsbaues und der Flachsbereitung eingeführt wurden, blieben theils erfolglos, theils vereinzelt, weil sich der Flachsbau zum größten Theile nicht in den Händen des großen Oekonomiebesitzers, der allein umfassende Verbesserungen vornehmen kann, sondern in den Händen der kleinen Leute, der Spinner, Weber, Zwirner, mit einem Worte der „Häusler" befindet, die von der Hand zum Munde lebend, weder Geld noch Zeit, am wenigsten aber technische Bildung genug zu Verbesserungen haben. So kommt es denn, daß der Flachsbau im nordöstlichen Böhmen, obzwar er hier und namentlich im Riesengebirge auf einer höhern Stufe als in den übrigen Kronländern steht, den Bedarf bei weitem nicht deckt, wie dies uns die zunehmende Einfuhr fremden Flachses beweist, während in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit der Blüthe unserer Leinenindustrie, böhmischer Flachs trotz des laut Patent von 1772 bestehenden Exfitozolles von 1 fl. 15 kr. per Centner in großer Menge nach dem Auslande verführt wurde. So kommt es denn auch, daß heute die Zahl der Spindeln in keinem Verhältnisse zu dem mit Flachs bebauten Acker steht. Fragen wir uns aber, wie dem Flachsbau unter die Arme gegriffen werden könne, so müssen wir die Achseln zucken, denn der Flachsbau kann sich bei uns nur durch einen Aufschwung der Linnenindustrie überhaupt wieder heben. Der Stoß, den die Baumwolle diesem Producte gegeben, war ein zu nachhaltiger. Umsonst verschwendete die österreichische Regierung, nachdem Napoleon, um für die durch die Continentalsperre unmöglich gemachte Baumwolle einen Ersatzspinnstoff ausfindig zu machen, laut Decret vom 7. Mai 1810 eine Million Francs als Belohnung für den Erfinder einer mechanischen Flachsspinnmaschine ausgesetzt hatte, umsonst verschwendete die österreichische Regierung in dem dritten Decennium unseres Jahrhunderts an den Franzosen Girard, der mit der Erfindung einer Flachsspinn-Maschine umging, bedeutende Summen.

Girard erfand zwar eine Maschine, welche den Flachs zum Spinnen vorbereitete, aber die Maschine wurde in Oesterreich, wo die mechanische Flachsspinnerei erst im Jahre 1839 aufkam, nicht eingeführt, während sie in England bereits im Jahre 1820 in Anwendung kam. Dort wurde die noch mangelhafte Erfindung verbessert, und in dem letzten der Zwanziger Jahre sehen wir England bereits im Besitze einer ausgedehnten Maschinen-Flachsspinnerei. Im Jahre 1830 zählte das Spinnetablissement von Marshall in Leeds schon 20,000 Spindeln, eine Menge, in der noch heute keine deutsche Spinnerei derselben gleichkommt.

Kaum hatte England aber die ersten Flachsspinnmaschinen aufgestellt, so war die nächste Folge, daß durch diese englische Verbesserung die Ausfuhr der deutschen Handgespinnste noch mehr abnahm und der Flachsbau noch tiefer sank; denn einerseits kannte man die Erfindung nicht, andererseits scheute man sich, die Maschinen einzuführen, aus Furcht, die Handspinner brodlos zu machen, und so das Elend des Spinnerlebens zu steigern. Wie wenig begründet diese Schonung war, beweist uns der gegenwärtige Zustand der Spinnerei, wo das feine Gespinnst nur kümmerlich, das gewöhnliche aber durchaus nicht neben der englischen Concurrenz allein bestehen kann, außer, die Handspinnerei wollte noch lange in ihren gegenwärtigen elenden Verhältnissen fortvegetiren, wo in Preußen für die Strähne Garn zu 30 Gebind von 40 Faden 3½ Sgr., in Böhmen für die Strähne zu 40 Gebind von 20 Faden 12 Kreuzer, das ist beiläufig 3 Kreuzer per Tag gezahlt wird. Dies scheint uns bei den, den vielen fleißigen Händen offenstehenden ergiebigern Erwerbsquellen für die Dauer schon in psychologischer Hinsicht unmöglich.

Während England, wo doch das Linnen ebenso wie bei uns mit der Baumwolle zu kämpfen hatte, die Flachscultur mit aller Energie hob — im Jahre 1809 floß Irland allein eine Unterstützungssumme von 20,000 Pfd. Sterling für den Flachsbau zu — und die sogenannte

Linnen Boards, so hieß eine eigene Behörde für die Leinwandindustrie, diesen Industriezweig derart in Aufschwung brachten, daß während zur Zeit der Blüthe der Leinwandindustrie in Böhmen noch jährlich für 140,000 Pfd. Sterl. Leinenwaaren nach England eingeführt wurden, dasselbe Land schon 1816 nicht nur den eigenen Bedarf völlig deckte, sondern bereits für 72,500 Pfd Sterl. jährlich ausführte, welche Ausfuhr sich in den letzten 20 Jahren bis 1851 von 50 Millionen auf 105 Millionen steigerte, wodurch sich der jährliche Flachsbedarf Englands auf eine Menge im Werthe von 5 Millionen Pfd. Sterl. hob; während dies Alles in England geschah, blieb der böhmische Flachsbau fast unverändert. Die vielen Verbesserungen der irischen Flachsbau-Gesellschaft, welche 1841 unter dem Schutze der Königin ins Leben trat, und abgesehen von ihrem Einflusse auf die Heranbildung des Flachsbauers derart dotirt wurde, daß sie jährlich 1000 Pfd. Sterl. als Unterstützung für die armen Flachsbauer ausgeben konnte, sowie die Verbesserungen der Ackerbau-Gesellschaften der Vereinigten Staaten gingen spurlos für das nordöstliche Böhmen vorüber. Hier wird der Boden noch immer durch den Flachsbau ausgesogen, weil durch schlechte Röstmethoden, bei welchen die für die Leninindustrie unbrauchbaren Bestandtheile des Flachses verloren gehen, dem Boden die überflüssigen Bestandtheile des Flachses nicht als Dünger wiedergegeben werden, durch welches Verfahren sich der Flachs gerade als eine den Boden am wenigsten aussaugende Frucht erweist. Auch die, in Böhmen überhaupt noch viel zu wenig verbreitete, Drainage ist auf dem Gebiete des Flachsbaues, wo sie sich sehr vortheilhaft zeigt, noch gar nicht eingeführt.

Noch beklagenswerther ist es, daß auf dem Felde der Flachsbereitung im Ganzen und Großen noch keine Verbesserungen durchgegriffen, und dies um so wunderbarer, ja unglaublich, da die wesentlichen Verbesserungen auf diesem Gebiete von einem Oesterreicher, Karl Schmutz, Secretär der oberösterreichischen Landwirthschaft-Gesellschaft, her-

rühren, der im Verein mit dem Chemiker Janach zu Linz die Flachsbereitungs-Methode des Chevalier Clauſſen weſentlich erweiterte. Dieſe chemiſche, die Flachsbereitung erleichternde und vereinfachende Methode des Röſtens iſt in Böhmen noch nicht durchgeführt. An ihrer Stelle treffen wir die altherkömmliche Sitte des Flachsröſtens in Gruben oder Teichen, am häufigſten aber die Thauröſtung, durch welche Methoden, abgeſehen davon, daß mit ihnen in Bezug auf das Wetter ein bedeutendes Riſico verbunden iſt, doch auch die ſpätere Manufaktur, beſonders die Bleiche, erſchwert wird.

Erſt in der allerneueſten Zeit machen ſich endlich Beſtrebungen, den Flachsbau empor zu bringen, geltend, als deren Ausgangspunkt die „Central-Geſellſchaft für Hanf- und Flachscultur in Wien" bezeichnet werden muß. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn wir dieſer Geſellſchaft, an deren Spitze ſich Se. Majeſtät der Kaiſer Franz Joſeph geſtellt, für Oeſterreich dieſelbe Bedeutung zu ſchreiben, welche die iriſche Geſellſchaft für England gewonnen. Auf ſie ſind die Augen aller an der Leineninduſtrie Betheiligten gerichtet, denn von ihr hofft man eine Verbeſſerung des Rohmaterials, und nur durch dieſe wird es der böhmiſchen Leineninduſtrie möglich gemacht werden, ihre alte Blüthe wieder zu erlangen, und der immer bedenklicher drohende Concurrenz auszuhalten. Der Centralgeſellſchaft haben wir es bereits zu verdanken, daß ſich auch in den einzelnen Kronländern (in Böhmen zu Salnau) Geſellſchaften gebildet haben, welche ſich die Einführung verbeſſerter Röſtmethoden zum Ziele ſteckten.

Soviel über den Rohſtoff der Linneninduſtrie, den Flachs und deſſen Cultur in Böhmen.

Der zweite Zweig der Linneninduſtrie, die Spinnerei, zeigt uns, was techniſchen Fortſchritt betrifft, ein günſtigeres Bild. Das ſicherſte Zeichen der fortſchreitenden Bewegung, der Uebergang zur Maſchinenwirthſchaft iſt eingetreten, und neue Maſchinenſpinnereien ſind im Entſtehen, obzwar in den letzten Jahren wie auf dem Gebiete der Baumwollenindustrie die Zahl der Spindeln bedeutend mehr als die der Etabliſ-

sements zugenommen. Daß die Maschinen-Spinnerei die Handarbeit in wenigen Jahren verdrängt haben wird, ist unbestreitbar. Die Handspinner stehen im Ganzen und Großen noch auf derselben Stufe technischer Bildung, wie in den Tagen der Blüthe böhmischer Leinenindustrie, nur daß damals die Spinnerei gewinnbringend genug war, um als selbstständiges, wenn auch kümmerlich ernährendes Gewerbe getrieben zu werden, während heute die Spinnerei großentheils als Nebenbeschäftigung getrieben wird, weil sie allein nach den bereits angeführten Daten den Lebensunterhalt nicht möglich macht. Aus diesem Grunde läßt sich die Zahl der mit Spinnerei beschäftigten Bewohner nicht bestimmen, und seit der Einführung der Maschinen-Spinnereien auch weder mehr aus der Zahl der Webstühle, deren jeder früher etwa zehn Spinner beschäftigte, und deren es im Riesengebirge allein noch immer etwa 15,000 geben dürfte, noch aus der Consumtion des Flachses ableiten, von welchem der Spinner etwa ein Pfund in 5 Tagen verspinnt. Ueber die Lohnverhältnisse der Gegenwart haben wir bereits früher berichtet. Zur Blüthezeit der Leinenindustrie in Böhmen war der Lohngewinn eines Tages doch 12 kr. Nach der Freigebung der Garnausfuhr wurden jährlich für 400,000 fl. Garn, sowohl Loth- als Webergarn, ausgeführt. Unter Lothgarnen versteht man diejenigen, welche per Stück nicht mehr als 15 Loth wiegen, die ein höheres Gewicht haben, sind die Webergarne. Interessant ist es, daß das Garn zur damaligen Zeit nicht wie heute in Ballen, sondern in Fässern versendet wurde, deren jedes 4—6000 Stück enthielt. Später, und dies dauerte bis zur Einführung der Maschinen-Spinnerei, begnügte sich der Spinner, wenn er für das fertige Gespinnst den doppelten Preis des Rohmaterials erhielt. Was die Arbeit betrifft, so bedient sich ein großer Theil der mit der Spinnerei Beschäftigten des Spinnrades, der kleinere der Spindel, dennoch ist das Fabrikat der Handspinner schön, wenn auch nicht in dem Maße, wie die durch besseres Rohmaterial begünstigte belgische Handarbeit. Handgespinnst aus

dem nordöstlichen Böhmen (von W. Jerie in Starkenbach und J. Pledrian in Hohenelbe) erhielt auch auf der Londoner und Pariser Ausstellung Medaillen. Da die höchste Vollkommenheit des Gespinnstes nur durch die Maschinen bewerkstelligt wird, so ist eigentlich eine technische Hebung der Handspinnerei nicht möglich, und die von vielen Seiten bevorworteten Spinnschulen wären in dieser Beziehung unnütz, da doch die Erlernung dieses Gewerbes, wie wir gesehen, nur zur Brodlosigkeit der Betreibenden führt, und die Kenntniß derselben sich wie bei der Weberei ohnehin von den Alten auf die Jungen vererbt, eine Vollendung im Spinnen aber nur durch Erreichung der Maschinen erzielt werden könnte, was unmöglich ist.

Nichtdestoweniger müssen wir, von der Erhöhung technischer Ausbildung absehend, die Errichtung von Spinnschulen in moralischer Beziehung als sehr wünschenswerth bezeichnen, insofern durch sie auf die Kinder-Erziehung, besonders auf die Heranbildung der Mädchen, die durch solche Anstalten vor der Verwahrlosung einigermaßen geschützt werden, gewirkt werden kann. Die Spinnschulen tragen aber dann mehr den Charakter von Kleinkinder-Bewahr-Anstalten, als von Instituten zur Hebung der technischen Ausbildung. Auch haben sie eben nur so lange, als sich die Kinder in den Spinnschulen befinden, Einfluß auf deren Wohl, ohne für ein besseres Fortkommen derselben, nachdem sie die Schule verlassen, sorgen zu können. Im vorigen Jahrhunderte, zur Zeit der Blüthe unserer Leinenindustrie, wurde laut Decret vom 27. October 1765 die Errichtung von Spinnschulen angeordnet, in denen die Kinder, neben dem unentgeltlichen Unterrichte noch 2 kr. per Tag erhielten. Die Schulen kamen indeß, wie viele andere Schöpfungen der damaligen Zeit, gar bald in Verfall und erst in der neuesten Zeit geht man wieder mit dem Plane, sie in verbesserter Form wieder ins Leben zu rufen.

Daß solche Spinnschulen auf Hebung der Zucht und Sittlichkeit in demselben Maße wie auf die Verminderung

der Kinderbettelei großen Einfluß haben, liegt auf der Hand, die günstigen Berichte der sächsischen Spinnschulen liefern uns den Beweis, obzwar auch dort die Spinnschulen für die Hebung des Industriezweiges erfolglos blieben. In Sachsen wurden die beiden ersten Spinnschulen zu Schönbach und Königshain im Jahre 1849 in's Leben gerufen, und verdanken ihre Entstehung dem Hilfsverein für Weber-Districte in der Oberlausitz, der sich 1847 constituirte. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der sächsischen Spinnschulen auf 10, und finden in denselben etwa 1000 Kinder Unterricht und Beschäftigung, ohne daß dieselben eine höhere Ausgabe als etwa 800 Thaler, welche von der Einnahme bis jetzt immer überstiegen worden, erfordern. (Die Ausgaben für die sächsischen Spinnschulen betrugen im Jahre 1851 647 Thlr. 13 Ngr. 1 Pf., die Einnahmen 736 Thlr. 20 Ngr. 6 Pf.)

Die Verbesserungen, welche in den sächsischen Spinnschulen geschehen, besonders die Einführung des sogenannten „sächsischen Spinnrades", sind trotz der geringen Entfernung des Nachbarlandes nicht nach Böhmen gedrungen. Wir haben weder dieses sächsische Spinnrad, das einen schönen gleichmäßigen Faden liefert, noch das hannoveranische oder bielefelder Spinnrad, die schneller und billiger arbeiten, irgendwo im Gauge gefunden.

Achtzehnter Brief.

Zur Geschichte der nordböhmischen Leinenindustrie.

(Schluß.)

Die Maschinenspinnerei, deren Einführung sich in Böhmen wenigstens um 15 Jahre verspätet*) und durch diese Verspätung den einst so blühenden Industriezweig Böhmens von der englischen Fabrikation abhängig machte, ist erst seit wenigen Jahren im Aufschwung und zählt, gegenwärtig im ganzen Kronlande 8 Etablissements mit etwa 34,000 Spindeln; und zwar:

zu	Jungbuch .	9,400	Spindeln
„	Grusobnitz .	6,580	„
„	Trautenau .	4,420	„
„	Schatzlar .	3,200	„
„	Altstadt .	3,000	„
„	Hohenelbe .	2,600	„
„	Krumau .	2,500	„
„	Eipel . .	2,300	„
	Summa	34,000	Spindeln,

welche zusammen jährlich etwa 50,000 Schock Garne erzeugen.

Die, von Mehreren errichtete Spinnerei zu Eipel, die im vorigen Jahre kurz nach ihrer Errichtung total nieder-

*) Die erste mechanische Flachsspinnerei wurde erst 1839 von Erner und Deubner in Skuhrow, in Böhmen, errichtet.

brannte, ist nach großen Opfern verschiedener Assecuranz-Gesellschaften wieder hergestellt und befindet sich bereits seit einigen Monaten mit neuen vortheilhafteren Maschinen wieder im Gange. Diese Spinnereien haben sich namentlich durch die Begünstigung des hohen Schutzzolles emporgeschwungen und stehen jetzt derart, daß eine Herabsetzung des Zolles, so sehr diese auch die Stimmen der Fabrikanten gegen sich haben mag, die Fabrikation nicht beeinträchtigen, sondern vielmehr die Prodution in qualitativer Hinsicht steigern und den Verbesserungsgeist anspornen möchte. Ein successives Vermindern des Schutzzolles liegt im Interesse des Industriezweiges, um ihn zur Concurrenz mit den englischen Erzeugnissen zu zeitigen. Was nun das Fabrikat betrifft, so liefern unsere Fabriken Kettengarne, die bereits mit englischen Erzeugnissen concurriren können, während die Schußgarne sich im Auslande billiger stellen. Die Spinnereien, welche ausschließlich inländischen Flachs verspinnen, können wegen der Mangelhaftigkeit dieses Rohmaterials in der Regel nur bis Nr. 60 oder 70 arbeiten. Doch haben es einzelne auch bis Nr. 85 gebracht. Nr. 100 läßt sich jedoch nur bei auswärtigem Rohmateriale erreichen, was uns abermals die Nothwendigkeit der Verbesserungen auf dem Gebiete unseres Flachsbaues veranschaulicht. Die Maschinen, die wir in den Spinnereien getroffen, sind fast durchgehends Engländer, und zwar zum großen Theile Selfactors (Selbstspinner), wo ein Knabe zwei Maschinen zu gleicher Zeit bedienen kann. Bis zum Jahre 1844, wo England das Ausfuhrverbot für Spinnmaschinen aufhob, konnten sich die österreichischen Fabriken nur auf dem Wege des Schmuggels aus England, in den Besitz der nöthigen Maschinen setzen, oder mußten sich mit mangelhaft nachgeahmten begnügen. In den heimischen Maschinenbau-Anstalten werden dieselben noch nicht gebaut, doch zeigt es von einem wesentlichen Fortschrittsgeiste der Fabrikanten, daß wir in mehreren Etablissements zur Fabrik gehörige Maschinenwerkstätten gefunden haben, in welchen die sogenannten Selfactors von derselben

Vollkommenheit, wie die englischen, gebaut werden; Maschinenwerkstätten, welche die Besitzer in der lobenswerthen Absicht angelegt, um den Maschinen-Import aus England, für welchen die bis vor Kurzem bestandene Zollbegünstigung ohnehin aufgehört, möglichst zu vermindern.

Der dritte Zweig der Linnenindustrie, die Weberei oder die Leinwandindustrie im engern Sinne, steht verhältnißmäßig auf einer niedrigern Stufe der Entwicklung, als die Spinnerei, denn der Uebergang zur Maschinenwirthschaft schreitet noch nicht vorwärts. Die Erzeugung beruht fast durchgehends auf der Handarbeit, welche entweder von sogenannten Landwebern, welche eine ordinäre, die sogenannte „Hausleinwand" liefern, oder von den feinere Erzeugnisse liefernden Commerzialwebern gehandhabt wird. Von Letztern stammen die feinern Gattungen, die Batiste u. s. w. Ueber die Lohnverhältnisse haben wir schon oben gesprochen, ebenso über die Geschichte dieses Zweiges. Die feinere kunstvollere Arbeit ist sehr im Verfall. Der Schleier, der zur Zeit der Blüthe der Leinwandindustrie ein gesuchter, in ferne Länder gehender Artikel war, der die Erzeugnisse Schlesiens, wo der Schleier zuerst gearbeitet wurde, beiweitem überbot, wird jetzt nur auf wenigen Stühlen gearbeitet, während im Jahre 1786 zu Starkenbach und Hohenelbe allein über 600 Schleierstühle in Betrieb waren.

Ein gleicher Verfall ist auf dem Gebiete der Damastweberei zu bemerken, die fast gänzlich aufgehört hat und in Warnsdorf, ihrem frühern Hauptsitze, fast gar nicht mehr, in Georgswalde nur spärlich betrieben wird.

Der Kern der Leinwandmanufaktur hat gleichfalls seinen frühern Hauptsitz, Rumburg, zum größten Theile verlassen und sich auf die Umgegend vertheilt, von wo aus die Leinwand, besonders Georgswalder Fabrikat, unter dem Namen der „Rumburger Leinwand" verführt, wenn auch nicht mehr in so viele fremde Länder wie ehemals versendet, wird. Besonders hat die Ausfuhr nach Italien und Spanien, die einst sehr bedeutend war, aufgehört. Nach Amerika wird

noch ausgeführt, aber keineswegs in dem Maße wie im vorigen Jahrhunderte, ja nicht einmal in der Weise, wie dies zur Zeit, wo die Leinwandindustrie durch die Continentalsperre einen argen Stoß erhielt, durch den schlesischen Zwischenhandel der Fall war. Wesentlichen Schaden fügten sich die Weber durch die Beimischung von Baumwolle, was ihren Credit schwächte, selbst zu, und daher kommt es auch, daß das jetzige Fabrikat mehr durch seinen billigen Preis, als durch seine Güte concurrirt. In dieser Hinsicht wäre es wünschenswerth, wenn nach dem Vorbilde Hannovers, wo die Leinenwaaren-Ausfuhr noch immer den dritten Theil der Gesammt-Ausfuhr bildet, und dieser Industriezweig gegenwärtig in Blüthe steht, die Errichtung von Leganstalten bewerkstelligt würde, wo die Leinenwaaren zur Schau ausgestellt, einer Prüfung unterzogen und mit einem Stempel versehen werden, der den Käufern als Bürgschaft für die Aechtheit dienen darf. Zur Zeit der Blüthe unserer Leinwandindustrie waren solche Leganstalten durch die angestellten Revisoren überflüssig gemacht worden.

Was endlich die den beiden letztgenannten Zweigen der Leinenindustrie gemeinschaftlich angehörende Manipulation, die Bleiche betrifft, so haben wir von ihrer Geschichte gleichfalls bereits früher gesprochen. Die Bleiche wird in den meisten Fällen von den Spinnereien selbst besorgt und bildet in noch viel zu wenig ausgedehntem Maße einen selbstständigen Industriezweig. Durch den Umstand, daß die Bleiche auch der Baumwollindustrie angehört, hat sich ihre Zahl bedeutend vergrößert: es bestehen gegenwärtig im nordöstlichen Böhmen etwa 120 selbstständige Bleichen. Ihr Hauptsitz ist Schönlinde, wo sich etwa 25 Bleichen befinden, die wohl 1600 Centner Kohlen und 3500 Klafter Holz verbrauchen. Auch die Kunstbleiche mittelst Dampf findet allmälig Eingang, und die Einfuhr fremder Waaren, um sie in Böhmen bleichen zu lassen, nimmt in Folge dessen zu. Als ein solches Muster-Etablissement kann die nach amerikanischen Vorbildern erst vor kurzer Zeit errichtete Kunstbleiche von Hille

und Dietrich in Rumburg bezeichnet werden. Zu bedauern ist es, daß auch hier die Association schlummert. Da die Bleiche mehreren Industriezweigen zugleich angehört, so liegt die Errichtung großer Bleichanstalten auf dem Associationswege nahe. Leider ist dieser Weg bis jetzt noch wenig betreten worden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Leinenindustrie, deren inneres Wesen wir zu schildern und zu deren Geschichte in Böhmen wir einen kleinen Beitrag zu geben versuchten, auf die Leinenindustrie in ihrer Totalität zurück, so erblicken wir in ihr einen mächtigen uralten Industriezweig, dessen Fortschreiten durch die Fortschritte des Erfindungsgeistes gehemmt worden, und dessen Sinken Millionen Menschen, die er einst ernährte, zu andern Erwerbsquellen, zu anderer Lebensweise, ja zu anderen Wohnsitzen drängt. Wer wird die hohe volkswirthschaftliche Bedeutung dieses Verfalles, der eine Epoche der Reform auf dem Gebiete der Industrie bezeichnet, leugnen? Die Leinwandindustrie hat durch den Aufschwung der Baumwolle dasselbe Schicksal erfahren, wie etwa die Pergamentbereitung durch das Entstehen der Papierfabrikation, der Wagenbau durch die Eisenbahnen, oder wie die verschiedenen Rohproducte tagtäglich durch vereinfachende Surrogate erfahren. Andererseits zeigt sich uns die Leinwandindustrie eine beachtenswerthe nationalökonomische Erscheinung. Es ist nämlich Thatsache, daß Industriezweige, deren Blüthe auf dem Bedürfnisse der Menge beruhten, nachdem sie eine Zeitlang verfallen, sich dann wieder hoben, aber nicht etwa, weil das durch Surrogate ersetzte Bedürfniß wiedergekehrt, sondern weil das, was früher Bedürfnißsache war, nach Jahren Luxusartikel wird. Dieselbe Erscheinung sehen wir auch bei der Leinwand, und auf ihr beruht die verhältnißmäßig noch immer sehr große Leinenproduction Europas. Wir haben verschiedene Weber sich äußern hören, daß die Leute schon wieder die Baumwolle satt bekommen und zu ihrer Leinwand zurückkehren werden. Dem ist nicht so; die Vortheile der Baumwolle sind zu groß, als daß sie

von ihrem Platze, von ihrer Bestimmung, das tägliche Bedürfniß der verschiedenen Klassen zu decken, verdrängt werden könnte, und auch die neue Erfindung der Flachsbaumwolle wird dies nie und nimmer im Stande sein. Wenn aber der Leinenabsatz dennoch fortdauert und sich sogar wieder hebt, so beruht dies auf dem Luxus. Die Leinwand, die einst das Bedürfniß jedes Menschen gewesen, ist heute Luxusartikel, ihr Gebrauch Vorrecht der Bemittelteren, und dies allein sichert schon bei dem steigenden Luxus unserer Zeit ihren Fortbestand; die feinen Batistücher, die feinen Tischzeuge, die Leinenwäsche werden immer, ohne Bedürfniß zu sein, gesucht werden. Die vielen Leinwandhandlungen in den größern Städten, die prachtvollen Ausstattungsmagazine zu Hamburg, Wien u. s. w. werden immer ihre Rechnung finden, und das böhmische Fabrikat, respective die Rumburger Leinwand, wird gewiß noch lange, wie sie es von jeher war, auch in Zukunft eine Zierde dieser Handlungen, eine Befriedigung für den **haut goût** der „feinen Welt" sein und bleiben. Aber „Vorwärts" muß die Parole ihrer Erzeuger heißen, denn „Stillstand ist Rückschritt!!"

Neunzehnter Brief.

Die Landwirthschaft und die Ackerbauschule zu Liebwerd.

Ueber die landwirthschaftlichen Zustände des nordöstlichen Böhmen läßt sich eigentlich sehr wenig sagen. Die Natur hat hier **tabula rasa** gemacht. Der Boden ist unfruchtbar und die Mittel der Bebauer reichen nicht aus, ihn auf künstlichem Wege fruchtbar zu machen. Der Stand der Saaten ist hier immer niedrig und der Viehstand unansehnlich. Die Rinder sind hager und knorrig, aber stark und frohen Muthes. Als Hausthier ist hier die Ziege heimisch, die wir fast überall, selbst in der ärmsten Hütte, finden. Leider wird aber diese Ziegencultur weder veredelt, noch aus ihr derjenige Nutzen gezogen, der sich bei der Brauchbarkeit dieser Thiere aus denselben ziehen läßt. Bei der Bodenbestellung thut hier noch immer Alles die Hand. Maschinen, auf dem Gebiete der Landwirthschaft, sind hier fast gar nicht gekannt und alle in dieses Fach schlagenden Verbesserungen sind den Bewohnern noch fremd. Es gibt hier Dörfer, wo eine ziemliche Anzahl von Häuslern zusammen nur einen Pflug hat, und dieser ist nur zu oft ein veraltetes, unbrauchbar gewordenes Möbel. An einen Obstbau ist hier mit Ausnahme vereinzelter Gärten gar nicht zu denken; selbst die Waldbeeren gedeihen nicht üppig. An manchen Orten wird zwar Obst angebaut, aber durch die hereinwehenden Winde kömmt es nur selten zur Reife. Was hier gut geräth, ist fast ausschließlich der Flachs, die Kartoffel und zum Theile die Rübe.

Dennoch glauben wir, wird für diesen traurigen Zustand landwirthschaftlicher Cultur bald Abhilfe kommen, denn wir besitzen am Ausgangspunkte unseres Industrielandes im Westen, am Schlüsselpunkte der Gegend zu Tetschen ein Institut, dessen ersprießliche Wirksamkeit ihren Einfluß auf die landwirthschaftlichen Zustände der Gegend nicht verfehlen kann: wir meinen die Ackerbauschule zu Liebwerd, nächst Tetschen, deren Existenz wir den für den Wohlstand des Tetschner Gebietes unermüdlich thätigen Grafen Thun*) und deren Förderung und Weiterausbildung wir der Unterstützung von Seite der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft zu verdanken haben.

Schon in Tetschen und auf den benachbarten Feldern erregen die landwirthschaftlichen Gespanne, die Pflüge, noch mehr aber ihre Lenker unsere Aufmerksamkeit. Hier zieht ein Paar breitgestirnter Rinder, in denen wir sogleich die ungewöhnliche veredelte Race erkennen, wohlgenährt einen blankgeputzten Düngerwagen, und der junge Landmann, der gemüthlich mit der Peitsche knallend, neben dem Wagen einherschreitet, macht uns die feine, fast salonfähige Haltung des Bauers bewundern, während uns die Brustnadel und die goldene Uhrkette an seinem Berufe zweifeln läßt. Dort führt ein blondlockiger Bursche den belgischen Pflug und pfeift in bäuerischer Tracht sein Liedchen, doch die weithin duftende Cigarre und das auf ein hübsches Bauernkind, das eben vorüberzieht, gerichtete Lorgnette verräth den ehemaligen Dandy. Solche Bilder, denen wir hier häufig begegnen und die mannigfache Bebauung des in kleine Stücke wie

*) Die Wirksamkeit der gräfl. Thun'schen Familie für Tetschen und die Umgegend, ist in dem ausgezeichneten Werke von Klutschak: „Die böhmischen Adelssitze" als Ausgangspunkte volkswirthschaftlicher Bestrebungen. (Erster Band Tetschen, Prag, Gottl. Haase Söhne 1855) in verdienter Weise gewürdigt worden, aus welcher Schrift auch Auszüge in die Ergänzungsblätter zum Conversationslexicon übergegangen sind.

mit dem Cirkel abgetheilten Bodens überzeugen uns, daß wir uns hier entweder auf der Besitzung eines Junggesellen, der seine Liebhaberei für Nippsachen auch auf die Landwirthschaft übertragen, oder in einer Musterwirthschaft befinden, die von einem nahegelegenen Unterrichtsinstitute als landwirthschaftliches Laboratorium benützt wird. Folgen wir einem grünen Wagen, der eben mit Heu beladen heimwärts fährt, so werden wir alsbald sehen, daß uns unsere Ahnung nicht getäuscht. Ein großes Gebäude mit einem geräumigen Meierhofe nimmt uns auf. Hier stehen die verschiedenen Pflüge und Ackerbaugeräthschaften wie für eine landwirthschaftliche Ausstellung bereit, aufgepflanzt. Dort erhebt sich ein pyramidal aufgebauter Dunghaufen. Im Stalle, wo alle Racen, besonders die Oldenburger, Schweizer, Algauer vertreten sind, stehen die, nach Art unserer Civilbeamten uniformirten jungen Männer — sie tragen im Hause schwarze Röcke mit blauen Aufschlägen und goldenen Aehren — jeder bei der ihm zugetheilten Abtheilung und controliren die Meliwirthschaft. Um das Erträgniß und den Sahnegehalt zu berechnen, wird die Milch jeder Kuh gemessen. Die verschiedenen Fütterungsproben, die hier angestellt wurden, haben zu interessanten Resultaten geführt. So hat es sich z. B. herausgestellt, daß das Maßfutter die Quantität der Milch verkleinert, während die Qualität zunimmt. Jede Kuh trägt durchschnittlich 40 fl. Rings um das Gebäude liegen die Wiesen, die zu den verschiedenen Bewässerungsversuchen benützt werden.

Die Dungversuche, welche die Anstalt angestellt, haben zu nicht minder wichtigen Resultaten geführt, denen zufolge sich hier der Blutdünger als der wirksamste erweist. Nicht weit von dem Gebäude befindet sich ein kleiner Hopfengarten und in dessen unmittelbarer Nähe eine eben erst angelegte Baumschule. Die Obstsorten, welche hier am üppigsten gedeihen, sind der Apfel und die Pflaume. Interessant ist es, daß alles Obst der ganzen Domaine nach Sachsen,

Nichts nach Prag verschifft wird. Mit der Baumschule steht auch ein Holzzuchtgarten in Verbindung.

Vernachlässigt ist jedoch die Bienen- und Geflügelzucht. Die wichtigste und einflußreichste Einrichtung der Ackerbauschule ist die Drainage. Wenn wir bedenken, welche Rolle die Drainröhre gegenwärtig in der Landwirthschaft spielt, und wie wenig sie bis jetzt in Anwendung, so ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir die durch die Ackerbauschule angeregte Einführung der Drainröhre in Böhmen als das größte Verdienst des Instituts bezeichnen. Die Anstalt hat eine kleine Drainröhrenmaschine aufgestellt, welche die ganze Gegend mit dieser für die Entwässerung des Bodens unentbehrlichen Röhren (1000 Fuß für 8 fl.) in nachahmungswürdiger Weise versorgt.

Nach 11 Uhr Vormittags kehren die jungen Leute von ihren Arbeiten zurück. Sie zerfallen in Practicanten, die neben dem Lehrgelde auch die Verpflegungskosten tragen müssen, und die Zöglinge, die gleichfalls ihre Unterrichtsgebühr bezahlen müssen, denen aber ihre Arbeit mit 2 kr. per Stunde wieder honorirt wird. Um 12 Uhr ruft die Glocke sämmtliche Eleven zum gemeinschaftlichen Mahle in dem Unterrichtsgebäude.

Die Ackerbauschule, die nach dem Muster der Schule zu Ellwangen von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft unter dem Protectorate Sr. Excellenz des Grafen Thun-Hohenstein auf Grund der vom hohen Ministerium bestätigten Einrichtungs-Grundzüge gegründet wurde, hat den Zweck, „künftige Besitzer und Pächter", also gebildete Landwirthe heranzuziehen. Deßhalb können wir aber auch das Bedenken nicht unterdrücken, daß einerseits dem theoretischen Unterrichte eine verhältnißmäßig zu geringe Zeit gewidmet werde, da doch das Institut durch die allzu vorwiegend praktische Beschäftigung der Zöglinge leicht zu einer Knechtschule werden könnte, und daß andererseits die praktische Beschäftigung durch ihren theilweise tändelnden Charakter, der freilich Folge der Standesunterschiede der Zöglinge ist, noch

nicht der gehörige Ernst innewohne. Für den theoretischen Unterricht, den der tüchtige National-Oeconome Professor Lambl, dem auch die Ueberwachung obliegt, mit der größten Sorgfalt und Umsicht leitet, sind nur 2 Stunden, täglich von halb 5 bis halb 6 Uhr Morgens und von 7 bis 8 Uhr Abends gewidmet. Diese Zeit kann quantitativ ebensowenig ausreichen, als sie qualitativ, besonders bei den ermattenden Arbeiten in der Sonnenhitze schlecht gewählt ist. Für diesen Unterricht steht dem Lehrer eine Modellensammlung und eine kleine Bibliothek zu Gebote. Die übrigen Stunden mit Ausnahme der Rastzeit von halb 12 bis 1 Uhr gehören den praktischen Arbeiten, die nach der Individualität des Zöglings oder nach der Jahreszeit verschieden sind. Jeder muß sein geordnetes Tagebuch halten, in welches die Resultate eines jeden Tages eingetragen werden. Mehrmals im Jahre werden von dem ganzen Institute, bestehend aus 30 Zöglingen, 30 Practicanten, dem Professor, Adjuncten und Gehilfen, landwirthschaftliche Excursionen gemacht, deren Beschreibung vom volkswirthschaftlichen Standpunkte die Zöglinge schriftlich abzuliefern haben. Unter der letzten Ausbeute eines solchen Ausfluges, haben wir einige recht schätzenswerthe Arbeiten gefunden. Das Institut steht unter der Leitung des gräflich Thun'schen Wirthschaftsrathes Herrn E. Komers, der uns auch durch eine instructive und vortreffliche Broschüre über landwirthschaftliche Unterrichtsanstalten von der vortheilhaftesten Seite bekannt ist.

Ueber die Wichtigkeit und den Einfluß der Ackerbauschule auf unser Land, glauben wir nicht erst viel Worte machen zu müssen. Das Zuströmen der jungen Leute in das Institut, das jedoch keine größere Anzahl als die gegenwärtige annehmen kann, beweist das Bedürfniß einer solchen Schule, und ein Blick auf die segensreichen Folgen, welche die noch so junge Anstalt bis jetzt gehabt, eine nur flüchtige Beobachtung der vielfachen Verbesserungen, welche die Landwirthschaft in der nächsten Umgebung der Ackerbauschule durch ihr Beispiel erfahren, berechtigt uns, auf dieses Institut,

das leider bis jetzt in Oesterreich noch zu wenig Nachahmung gefunden, die sichersten und begründetsten Hoffnungen zu bauen.

Nur durch Verbreitung landwirthschaftlicher Kenntnisse kann in unserem kapitalarmen Lande eine Verbesserung des Bodens herbeigeführt werden, nur durch sie kann der Boden, dessen Ertrag sich im Laufe der Jahre in demselben Maße verringerte, als die Bevölkerung zunahm, gezwungen werden, den Bewohnern die nöthige Brodfrucht zu geben.

Zwanzigster Brief.

Die Schule.

Die Betrachtung der Ackerbauschule zu Liebwerd lenkt unsere Blicke auf die Schule, auf das Schulwesen überhaupt. „Auf Sand und Stein, da wächst kein Gras, geh' in die Schul' und lerne was!" Dies hört man im Industriebezirk gar oft die Alten zu den Buben sagen. Der Spruch ist schön, aber ob er auch wahr ist? Ob der Bursche in der Schule auch Etwas zu lernen bekommt? Lesen und Schreiben sind zwar in den meisten Arbeiterwohnungen zu finden, aber zu schreiben hat der Weber gewöhnlich Nichts und zum Lesen hat er keine Zeit, höchstens am Sonntag wird ein Stündchen der Lectüre geschenkt, zu der man den Hauskalender benützt. Diese Haus- und Wandkalender treffen wir fast in jedem Häuschen, und die Kritik thut darum sehr Unrecht, wenn sie diese Sorte von Literatur so vornehmthuend bei Seite schiebt und höchstens mit Dutzend-Referaten abfertigt. Es kann doch keineswegs gleichgiltig sein, was in einem Buche steht, das so und soviel tausend Leuten aus dem Volk die einzige geistige Nahrung gibt. Eine Reform in der sich von Tag zu Tag verschlechternden inneren Einrichtung dieser geistigen Hausapotheken des Landvolkes wäre mehr als wünschenswerth. Die goldverbrämten Ladenhüter dilettanter Dichterlinge, die doch ewig fortsingen und niemals Raison annehmen wollen, Scharteken, die kein Mensch liest, werden heute ausführlich besprochen, das leere Stroh wird heute noch einmal durchdroschen, und Bücher,

die für's Volk gehören, und darum der strengsten Prüfung bedürfen, bleiben unbeachtet. Bücher, die eigentlich Keinem schaden können, als dem Autor und dem Verleger, werden kritisirt, weil der Einband Saffian und die spärlich bedruckten Blätter Velinpapier, während dem Kalender auf Löschpapier, von dem ein Theil der Bildung unserer Landesbewohner abhängt, kaum eine buchhändlerische Annonce gewidmet wird. Werke ernsten Inhalts liest der Lohnarbeiter nicht, während sich bei dem Bauer schon manches nützliche Buch Eingang verschafft. Das einzige Buch, das wir bei einzelnen Webern gefunden, sind die sieben Fastenpredigten von Gottfried Bach. Doch das Lesen und Schreiben sind gar nicht der Inbegriff der Bildung, die für den Lohnarbeiter so wünschenswerth wäre. Ein guter Styl und ein Bischen Belesenheit werden ihn kaum auf einen grünen Zweig bringen. Was der Heranbildung tüchtiger Arbeitskräfte, die durch Wissen und Vortheile den Ertrag ihres Fleißes verdoppeln und verdreifachen können, hemmend in den Weg tritt, ist der Mangel an allgemeinen Gewerbeschulen. Wir haben in der berühmten Glasfabrik des Altmeisters unserer gesammten Glasindustrie, in dem Etablissement des greisen weltbekannten Egermann in Haida Arbeiter gefunden, die hochbesoldet die prachtvollsten Glasgravirungen ausführen, die verschlungensten Namenszüge aus freier Hand kalligraphisch ins Glas schleifen, aber ihren Namen nicht unterschreiben können. Sie haben nie zeichnen gelernt; diese Autodidakten sind eigentlich die ächtesten Künstler. Was könnte ein solcher Arbeiter, in dem, wie seine Werke beweisen, alle Keime der Begabung liegen, leisten, wenn ihn die Schule gelehrt haben würde, sein natürliches Können in das formende Müssen der Regel zu zwängen. Aber gerade in dieser industriereichen Gegend, die zugleich bekanntlich zu den am dichtesten bevölkerten Strichen der Monarchie gehört, gerade hier fehlt es an Bildungsanstalten für den Arbeiter. Nur Reichenberg besitzt einige solche gut organisirte Institute, und Rumburg steht im Begriffe ein solches zu errichten. Sonst finden wir überall nur

Elementarschulen, und auch diese im schlimmen Stande. Was ist unter solchen Umständen von dem Arbeiter zu erwarten? Der Fabriksarbeiter ist darin besser gestellt, weil es im Interesse des Fabriksherrn liegt, seine Leute, die ihm ihren Tag und ihr Tagewerk für so und soviel verkaufen, soviel als möglich auszunutzen. Bei dieser Ausnutzung aber gewinnen Herr und Diener, denn der Fabriksherr muß darauf sehen, daß seine Arbeiter, und sind sie verheiratet, auch deren Kinder etwas Rechtes lernen, abgesehen davon, daß die beständige Beaufsichtigung und Unterweisung von Seite der Ingenieure und Werkführer nicht wenig zur Heranbildung des Arbeiters beiträgt. Begleiten wir aber den Lohn-, d. h. den Hausarbeiter durch das Leben. Wird ein Kind geboren, so bekommt es gewöhnlich den Arbeitsgeber zum Pathen, und heißt dieser Peter oder Paul, so sind gewiß die Peter und Paul in der ganzen Umgegend nicht rar. Ist das Kind einmal so groß, daß es laufen kann, dann wird es benützt als Bote zum Tragen, Nachlesen und allerlei leichtem Tagwerk. Dann lernt es das väterliche Gewerbe. Zur Schule schickt der Hausarbeiter sein Kind nicht gern. Was ist ihm Hecuba? Erst auf das Dringen des Pfarrers wird's dahin geschickt. Aber was ist das für eine Schule! Fassen wir beispielsweise eine in's Auge. Es ist die Schule zu Kreibitz, dem Ort, wo es allein 80 Schuhmacher gibt. Das Haus ist von Holz, von wahrhaftig schon halb verfaultem Holze. Im sogenannten ersten Stock befindet sich die erste Klasse. Man sieht, daß das Zimmer für Kinder eingerichtet ist, denn wir mußten uns bücken, als wir eintraten. Halb zerfallene Bänke und ein Katheder im Style unserer Höklersitze war das ganze Meublement dieses licht- und luftlosen Raumes, wo Knaben und Mädchen in einer Stube Unterricht erhalten. Und der Lehrer, sammt den Gehilfen? die halten sich streng nach der Vorschrift. Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen. Wir wollen damit nicht sagen, als ob der Unterricht in diesen Gegenständen schlecht wäre, nein im Gegentheil, er ist zuweilen ganz vernünftig, und in vielen Fällen wird so-

gar mehr Fleiß auf ihn verwendet als in den Städten aber die Gegenstände reichen nicht aus. Es fehlt diesen Kindern nur zu oft an der Grundlage, an dem Boden, auf welchen die Kenntnisse erst gesäet werden können, es fehlt an der Erziehung. Die Ueberwachung der Lehrer beim Unterrichte, die Ueberraschung von Seite der Schulräthe helfen hier wenig. Solch ein commissionsmäßiger Besuch ist nicht im Stande die Krebsschaden ausfindig zu machen, denn in Gegenwart der hohen Commissäre ist immer Alles in der Ordnung. Aber man muß auf die Straße gehen, um zu untersuchen, wie's um die Methoden des Schulmeisters steht. Auf der Straße kann man es am ehesten auf den Phisiognomien, aus dem ganzen Benehmen der Kinder ablesen, wie's um die Prinzipien des Schulmeisters bestellt ist. Auf das Lesen und Schreiben kommt's am Wenigsten an und Viel mehr wird ja nicht gelehrt.

Von der Natur, von ihrem Gewerbe erfahren die Kinder nichts. Daß die Leute doch nicht ein Haarbreit von ihrer alten Schulfuchserei weichen wollen! Ein Lehrer, der auf dem Lande 400 fl. fixen Gehalt bezieht, all' die Sporteln, die von den guten Müttern kommen, abgerechnet, der sollte auch etwas Tüchtiges leisten! Im Ganzen thut es aber mehr an Schulen, oder besser gesagt, Bildungsinstituten als an Lehrern Noth. Es wäre besser für eine solche, gerade durch die Sterilität des Bodens bildungsbedürftigere Gegend, wenn weniger, aber einflußreichere Institute bestünden.

Aus der Schule geht's in's Leben! Gewöhnlich ergreift der Sohn das ererbte Handwerk des Vaters. Einen andern Beruf zu wählen, dazu fehlt es gewöhnlich an Muth. Zum Studium wenden sich nur wenige Kinder aus den armen Hausarbeiter-Familien, und wenn sie es thun, sind sie bei der völligen Mittellosigkeit, wenigstens in den ersten Jahren, höchst beklagenswerth. Nur wenn der Pfarrer

Elementarschulen, und auch diese im schlimmen Stande. Was ist unter solchen Umständen von dem Arbeiter zu erwarten? Der Fabriksarbeiter ist darin besser gestellt, weil es im Interesse des Fabriksherrn liegt, seine Leute, die ihm ihren Tag und ihr Tagewerk für so und soviel verkaufen, soviel als möglich auszunutzen. Bei dieser Ausnutzung aber gewinnen Herr und Diener, denn der Fabriksherr muß darauf sehen, daß seine Arbeiter, und sind sie verheiratet, auch deren Kinder etwas Rechtes lernen, abgesehen davon, daß die beständige Beaufsichtigung und Unterweisung von Seite der Ingenieure und Werkführer nicht wenig zur Heranbildung des Arbeiters beiträgt. Begleiten wir aber den Lohn-, d. h. den Hausarbeiter durch das Leben. Wird ein Kind geboren, so bekommt es gewöhnlich den Arbeitsgeber zum Pathen, und heißt dieser Peter oder Paul, so sind gewiß die Peter und Paul in der ganzen Umgegend nicht rar. Ist das Kind einmal so groß, daß es laufen kann, dann wird es benützt als Bote zum Tragen, Nachlesen und allerlei leichtem Tagwerk. Dann lernt es das väterliche Gewerbe. Zur Schule schickt der Hausarbeiter sein Kind nicht gern. Was ist ihm Hecuba? Erst auf das Dringen des Pfarrers wird's dahin geschickt. Aber was ist das für eine Schule! Fassen wir beispielsweise eine in's Auge. Es ist die Schule zu Kreibitz, dem Ort, wo es allein 80 Schuhmacher gibt. Das Haus ist von Holz, von wahrhaftig schon halb verfaultem Holze. Im sogenannten ersten Stock befindet sich die erste Klasse. Man sieht, daß das Zimmer für Kinder eingerichtet ist, denn wir mußten uns bücken, als wir eintraten. Halb zerfallene Bänke und ein Katheder im Style unserer Höklersitze war das ganze Meublement dieses licht- und luftlosen Raumes, wo Knaben und Mädchen in einer Stube Unterricht erhalten. Und der Lehrer, sammt den Gehilfen? die halten sich streng nach der Vorschrift. Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen. Wir wollen damit nicht sagen, als ob der Unterricht in diesen Gegenständen schlecht wäre, nein im Gegentheil, er ist zuweilen ganz vernünftig, und in vielen Fällen wird so-

Einundzwanzigster Brief.

Das nationale Element.

Werfen wir einen Blick auf die Lebensweise, auf die Erziehungsart der Bewohner des nordöstlichen Böhmen zurück, so wird uns eine hochinteressante Erscheinung, die dem Fremden auf den ersten Blick nicht so leicht erklärbar sein dürfte, wenig überraschen, wir meinen die Erscheinung, daß sich beinahe in der ganzen Gegend, wo die Lohnarbeit zu Hause ist, ein immer größeres Auflösen der nationalen Sitten, ein immer größeres Schwinden des provinziellen Charakters bemerkbar gemacht. Nur da, wo der Erzeuger sein Product als Waare selbst auf den Markt bringt, wie dies zum Beispiel bei den schwarzwälder Uhrmachern, bei den Spitzenklöpplern im Erzgebirge der Fall ist, hat sich die nationale Sitte noch in ähnlicher Weise erhalten wie beim Landmann, und alle Wanderungen und Kreuz- und Querfahrten durch fremde und entfernte Länder konnten das Gepräge nationaler Eigenthümlichkeiten weder abschleifen, noch verwischen. Der Schwarzwälder durchzieht die größten Residenzen, sieht allerlei Wechsel der Mode und des Luxus, ja er arbeitet selbst für den Luxus, besucht mit seinen Modewaaren die entlegendsten Jahrmärkte, aber er kehrt zurück — als Schwarzwälder und bringt in heimatlicher Tracht sein für die Heimat schlagend Herz dem Schwarzwald wieder. Dasselbe gilt vom Pfälzer, gilt vom tiroler Handarbeiter, doch den Kern urwüchsiger Sitten in ungetrübtester Gestalt hat der Ackerbau bewahrt, und dies hängt mit dem ganzen Wesen des Ackerbaues aufs

Innigste zusammen. Die Bewahrung nationaler Sitte ist nur der äußere Ausdruck des inneren Selbstgefühls. Mit dem Steigen und Sinken des Selbstgefühls steigt oder sinkt das Festhalten am heimatlichen Brauch. Nur bei demjenigen, der im Bewußtsein seines Werthes für das Allgemeine die Nothwendigkeit seiner Existenz erkennend, von einem Selbstgefühl durchseelt ist, können wir eine Bewahrung der Form als Hüterin des Wesens erwarten. Darum finden wir die höchste Stufe dieser Wahrung angestammter Sitte bei dem Bauer, der, obgleich gewissermaßen ein Egoist, bei noch so kleinem Besitze, indem er, die lebendige Natur beherrschend, für sich arbeitet, das Selbstgefühl seiner Nützlichkeit bewahrt; ein Selbstgefühl, das die sicherste Garantie für die von den Krankheiten der Zeit am wenigsten angegriffene moralische Kerngesundheit dieses Standes ist. Die zweite Stufe nehmen die obengenannten als Producenten und Händler auftretenden Gewerbsleute ein. Auch sie tragen das Bewußtsein des Berufs in sich; eine freie Concurrenz führt sie zu täglich neuen Verbesserungen und eine freie Wahl gestattet ihnen, wo immerhin sich einen Markt für das Resultat ihrer Arbeit zu suchen, und darum muß ihnen daran gelegen sein, zusammenhaltend, die heimatliche Sitte zu befestigen, die sie als ein gemeinsames Band gleichsam zu einer großen Innung eint. Von alledem findet sich in den von Lohnarbeitern bewohnten Gegenden nur wenig. Sehen wir uns in unserem Industriebezirke um! Die Sprache ist deutsch, aber der Dialect hat seinen provinzialen Charakter schon zum Theile eingebüßt, er ist mehr ein aus allerlei Abschleifungen zusammengewürfelter Jargon, dessen einzelne Atome sich nur schwer bestimmen lassen; dennoch gibt er sich als ein niederdeutscher und zwar oberschlesischer Dialect zu erkennen, dessen Lautgesetze und Flexion von dem Hochdeutschen vielfach angegriffen und zerrüttet worden. Interessant ist, daß während sich im Dialect, dem Redestyle mehr das niederdeutsche Element erhalten hat, im Baustyle mehr das oberdeutsche zunächst das fränkische Element hervorsticht; allein auch die äußere Gestalt

der Wohnungen zeigt von keiner einheitlich nationalen Färbung. Allerhand Baustyle finden wir untermischt; wir finden das fränkische Haus, das am stärksten vertreten ist, und leicht durch die Gebinde und „Lauben" kenntlich ist, neben dem böhmischen, welch' letzteres namentlich gegen die östliche Grenze hin bereits stark in das deutsche Gebiet eingedrungen. Nur bei Warnsdorf und in der Gegend der Glasindustrie bei Gablonz und Tannwald tritt uns eine äußere Zierlichkeit entgegen, die sehr wohlthuend wirkt und wohl auch auf Rechnung der sich mehr zur Kunst hinneigenden Beschäftigung der Bewohner geschrieben werden darf. Die mit lebendigen Farben gemalten Häuser stehen hier inmitten niedlicher Gärtchen, und die großen auf Stangen gesetzten Glaskugeln, in denen sich das Bild der Umgegend abspiegelt sind hier ein nicht seltener Schmuck. Die Volkstracht ist im ganzen Bezirke der Lohnarbeiter fast völlig verschwunden. Bei den Männern findet sich kaum mehr eine Spur derselben, und auch bei den Frauen ist die Gold- und Silberhaube mit den flatternden Bändern eine Seltenheit, der wir höchstens noch bei den „Alten" begegnen, während in den westlichen Gegenden des Landes, besonders im Egerer Gebiete die Volkstracht noch in voller Blüthe steht. Das Volksspiel und die alten nationalen Belustigungen fehlen fast gänzlich. Nur auf einigen Punkten erhielten sich Reste des „Todtaustreibens", des „Hexensabbats", des „Ziegensturzes" und des „Hahnenschlages", deren nähere Beschreibung außerhalb des uns gesteckten Zieles liegt. Die Fastnachtsspiele haben sich hier bis vor acht Jahren erhalten, seit dem Jahr 1848 haben auch sie gänzlich aufgehört und das Osterspiel — das jetzt in Tirol verboten ist — hat sich nur in Hilgersdorf, einem Dorfe an der sächsischen Grenze, erhalten, welcher Ort überhaupt noch die letzten Reste nationalen Gepräges bewahrt hat, und darum in dem Ruf sehr hohen Alters in der Umgegend steht. Der Hilgersdorfer Bauer gilt in der ganzen Umgegend als altmodisch, und will man einen altväterisch schelten, so wird er dort schlechtweg ein Hilgersdorfer genannt.

An die Stelle des ursprünglichen Vogelschießens, das noch in Sachsen und einem Theile des westlichen Deutschlands zu Hause, sind die Fest- und Scheibenschießen getreten, die in die Städte verpflanzt und von organisirten Schützengarden gepflegt, jede nationale Bedeutung verloren haben.

Dieses Schwinden der provinzialen Eigenthümlichkeiten wäre als ein Zeichen fortschreitender Cultur zu betrachten, würde der Bildungswachsthum wirklich in demselben Maße steigen. Allein dieses Schwinden ist nur in Folge der drückenden Herrschaft, welche die großen Fabriken dieser Gegend auf die noch bei der Handarbeit beharrende Bewohnerschaft ausüben, und das trübe Schicksal des Webers, der sich nicht als Deutscher, sondern als Werkzeug seines Herrn fühlt, ist es, das den Grund zu diesem Uebersichergehenlassen gelegt hat. Der Weber fühlt sich überhaupt nicht als Glied einer Nationalität. Nur dem Sachsen gegenüber fühlt er sich als katholisch (bekanntlich wurde die ganze Gegend unter Ferdinand II. wieder katholisch), „Sächsisch" ist hier fast überall gleichbedeutend mit protestantisch, als „Deutscher" fühlt sich der Weber nicht. Wer aber in diesem Abschleifen des volksthümlichen Charakters schon das Zeugniß einer höheren, religiösen und politischen Reife erblicken zu dürfen glaubt, der braucht sich nur unter die Leute selbst zu begeben, um sich vom Gegentheile zu überzeugen. Diese Reife fehlt noch und erst die Reform, welche das sich immer weiter ausdehnende Fabrikswesen in diese Arbeiterklasse bringen wird und bringen muß, ist es, welche uns dieselbe in Aussicht stellt. Die Reife selbst fehlt noch, aber der Keim zu dieser socialen Reife ist im nordöstlichen Böhmen fruchtversprechender, denn irgendwo vorhanden.

Zweiundzwanzigster Brief.

Die Sprachengrenze.

Daß Sprachengrenzen von einem höhern Standpunkte aufgefaßt werden müssen, als von dem blos linguistischen, beweist uns ein Blick auf die eigenthümlichen, culturhistorisch denkwürdigen Erscheinungen, die wir überall da antreffen, wo sich Zungen, besonders nicht zur selben Sprachenfamilie gehörige, von einander trennen. Am deutlichsten treten diese Erscheinungen in jenem Welttheile hervor, der heute den Sprachencomplex der Welt noch am vollständigsten in sich vereinigt, in Asien. Hier sehen wir noch Gebiete verschiedener Sprachenfamilien an einander stoßen. Wir sehen das große Reich der einsilbigen Sprache von dem Tatarenthum sich scheiden; wir sehen die Grenze, wo der Indogermanismus sich von dem Semitismus trennt. In Europa tritt diese Trennung schon minder scharf hervor, weil bereits beinahe die ganze Bevölkerung einer Sprachenfamilie: der indo-europäischen angehört. Der Semitismus in Europa ist ja seit der Vertreibung der Mauren aus der pyrenäischen Halbinsel in das Gebiet der Türkei zurückgedrängt. Dennoch sind die Erscheinungen, denen wir da begegnen, wo sich die einzelnen Zweige der großen indogermanischen Sprachenfamilie in Europa von einander trennen, groß und bedeutend genug, um einer Untersuchung und Beleuchtung würdig zu sein. Diese wurde zwar schon mehrfach versucht, allein fast alle in dieses Gebiet schlagenden Schriften, unter denen die auf Veranlassung des hessischen Vereins für

Geschichte und Landeskunde entworfene Sprachenkarte von Bernhardi und Schleichers gelehrtes Werk: „Die Sprachen Europa's", den ersten Rang einnehmen, fassen den Gegenstand lediglich vom ethnographischen oder linguistischen Standpunkte auf. Die Sprachengrenzen bieten indeß auch in wirthschaftlicher Beziehung reichen Stoff zur Betrachtung. Sowohl, um im Westen zu beginnen, an der Grenze der englischen Sprache von der französischen, der französischen von der italienischen und deutschen, der italienischen von der deutschen und slavischen, der letztern von der magyrischen, deutschen und lettischen, als an der Grenze der deutschen Sprache von der romanischen, nordischen und slavischen treten uns dieselben Erscheinungen, in dem letztgenannten Falle — an der Grenze des Deutschen vom Slavischen — am deutlichsten entgegen. Es ist in einem „national-ökonomischen Briefe aus dem nordöstlichen Böhmen" nicht der Ort, auf diese Punkte näher einzugehen, und wir wollen deßhalb uns an die Sprachengrenze im nordöstlichen Böhmen haltend, nur das Allgemeinste zusammenstellen.

Der allgemeine Charakter der Sprachengrenzgebiete ist der Blüthestand der Industrie, der Mangel intellectueller Bildung bei lebhaft ausgesprochenen Geistesfähigkeiten, und Beides findet sich auch in unserem Grenzgebiete. Der Grund des Letzteren liegt in der von der frühzeitigen Erlernung zweier Sprachen geforderten Zersplitterung, während durch dieselbe Erlernung der Geist des Kindes frühzeitig geweckt und bei den Erwachsenen rege erhalten wird. Der Blüthestand der Industrie in solchen Gegenden hat aber gewiß nur in der Rivalität der Nationen seinen Grund; denn wo zwei Sprachen gesprochen werden, da kann auch die Concurrenz der beiden Völkerstämme nicht ausbleiben, und daß der freien Concurrenz die Blüthe der Industrie auf dem Fuße folge, davon liefert uns diese Thatsache abermals ein Beispiel.

Allein auch eine Schattenseite ist fast in allen Sprachengrenzgebieten anzutreffen, und auch in unserem Bezirke ist sie nicht ausgeblieben: der nationale Indifferentismus. Durch

den Umstand, daß in solchen Gebieten nationale Misch-Ehen sehr häufig vorkommen, ist das Kind nicht selten in Verlegenheit, ob es in der Vatersprache oder Muttersprache denken, ob es für des Vaters oder der Mutter Nationalität fühlen soll, und das Resultat ist, daß es als Erwachsener, wie dies hier jedoch nur selten der Fall ist, sich weder als Deutscher noch als Czeche fühlt. Derartigen nationalen Zwitter-Erscheinungen begegnen wir jedoch, wie gesagt, in unserem Bezirke nur selten, da bei aller Geläufigkeit in zwei Sprachen am Ende doch nur eine zu der Geltung der Muttersprache gelangt.

Der sehr häufig gebrauchte Ausdruck „Deutschböhme" scheint uns in dieser Beziehung eine völlig falsche Bezeichnung zu sein. Daß sich ein großer Theil der Deutschen nicht als Deutscher fühlt, während der Slave sein nationales Bewußtsein selten verliert, liegt darin, daß der Deutsche sich durch seine beständige Beschäftigung am Webestuhle oder bei der Maschine am Ende selbst als Werkzeug betrachtet, während der Czeche bei seiner vorzugsweise landwirthschaftlichen Beschäftigung im Besitze seines Nationalgefühles bleibt. Daher kommt es auch, daß der Deutsche im nordöstlichen Böhmen sehr häufig böhmisch spricht und versteht, während der Czeche das Deutsche weder sprechen noch verstehen will. Während in Reichenberg der Czeche überall beinahe verstanden und ihm jede Auskunft womöglich in seiner Sprache ertheilt wird, obzwar die Stadt völlig deutsch ist, ja noch mehrere Meilen weit im Umkreise von Deutschen umgeben ist, so erhalten wir doch schon zu Haratitz, das knapp an der Grenze des Deutschen liegt, auf eine Frage die stereotype Phrase „nerozumjm" oder „Nichts Deutsch" zur Antwort. Wie schon aus dem bisher Gesagten erhellt, läßt sich die Sprachengrenze eigentlich geographisch nur sehr ungenau bestimmen, denn sie ändert sich von Jahr zu Jahr; am verfehltesten aber ist es, wenn man sie nach den Flußgebieten und nicht nach den Gebirgsgegenden bestimmen will, denn in letzteren ist jedenfalls überall die am meisten an die heimat-

liche Scholle festhaltende Bevölkerung zu finden. Um jedoch unsern Lesern auch in geographischer Beziehung einige Anhaltspunkte zu geben, führen wir, uns auf die Städte beschränkend, folgende Plätze als Grenzpunkte an, wobei wir auch die Fehler der Sprachkarten, welche auch die Strecke von Eipel bis Dobruschka, die fast gänzlich czechisch ist, für deutsch ausgeben, berichtigen wollen. Nach unseren Untersuchungen ließen sich mit Uebergehung der Strecke von Dobruschka bis Landskron etwa folgende Grenzpunkte für das deutsche Element vom äußersten Osten aus begonnen, angeben: Braunau, Trautenau, Arnau, Hohenelbe, Hohenstadt, Tannwald, Liebenau, Aicha, Gablonz, Münchengrätz, Niemes, Böhmisch-Laipa, Auscha, Leitmeritz, Lobositz. Hier beginnt das nordwestliche Gebiet. Allein die wahre Grenze der beiden Nationalitäten läßt sich nur an der Art der Beschäftigung, bei welcher, und den Wohnungen, in welchen wir sie treffen, wahrnehmen. Die Sprache ist hier ebensowenig maßgebend als die Ortsnamen, die häufig Czechisch auf deutschem, und deutsch auf czechischem Gebiete sind.*) Da, wo die sogenannte „Hausarbeit" anfängt und die landwirthschaftliche Beschäftigung aufhört, wo das böhmische Haus mit weißem Anstrich und strohgedecktem Dache immer spärlicher, dagegen das fränkische mit den gefärbten Gebinden (Querbalken), zierlichen Fensterlauben und der Stiege von innen immer häufiger wird, wo wir die Kuh immer seltener, desto häufiger aber die Ziege als Hausthier antreffen, da ist im Ganzen und Großen auch die Sprachengrenze anzunehmen. Ein charakterisches Moment für das Beginnen des slavischen Gebietes ist übrigens das immer häufigere Vorkommen der kleinen Wiener-Währung-Scheidemünzen, besonders der aus dem allgemeinen Verkehre gänzlich verschwundenen Heller und

*) Ueber die deutsche Abstammung czechischer Ortsnamen findet sich ein interessanter Artikel von Peters in den Oesterr. Blättern für Literatur (vor. Jahrgang) und in Schmalfuß: „Die Deutschen in Böhmen", ein Verzeichniß sämmtlicher deutschen Ortschaften in Böhmen.

halben Kreuzer. Der böhmische Bauer an der Grenze des czechischen Gebietes rechnet noch immer in „Schein", während wir in den deutschen Gegenden sehr häufig die Rechnung in Groschen und Pfennigen angetroffen haben, was aber durch die zeitweilige Werthverminderung unseres Papiergeldes wesentlich nachgelassen hat. Daß sich aus dieser Rechnung in den kleinen Scheidemünzen, die in den Städten bereits gänzlich außer Verkehr gekommen sind, schon auf die geringen Lebensgenüsse der Bewohner schließen läßt, bedarf wohl kaum einer Erörterung.

Dreiundzwanzigster Brief.

Schlußwort.

So wie wir sie in unseren Briefen geschildert, sind die Zustände des nordböhmischen Industrielandes. Noch eine kurze Spanne Zeit und wir werden sagen können, „so waren sie!" Mit Riesenschritten schreiten die Verbesserungen vorwärts, die unser Industrieland einem dauernden Wohlstande entgegenführen werden. Wir sind jetzt bei dem Zeitpunkte angelangt, wo es gilt von den Tagen der Noth und des Elends Abschied zu nehmen für immer, wir sind an einem Zeitpunkte angelangt, den wir mit Zuversicht als die Schwelle eines neuen wirthschaftlichen Aufschwungs bezeichnen dürfen, und gerade darum hielten wir diesen Augenblick für geeignet, einen prüfenden Blick auf die Zustände zu werfen, und die kranken Punkte aufzuzeigen, deren Heilung man von der „neuen Zeit" erwartet. Gerade weil wir auf dem Scheidewege zweier Epochen stehen, war es an der Zeit ein Bild der Gegend und ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse zu entwerfen; denn eine genaue Kenntniß der Zustände muß die Grundlage all' der Verbesserungen bilden, sollen diese einen fruchtbaren Boden finden. Eine Aufklärung über die Ursachen des Nothstandes ist ebenso nothwendig, als eine Aufklärung über die neuen Hebel des Wohlstandes, denn ein blindes Beharren beim Alten ist eben so nachtheilig als ein blindes Ergreifen jeder Neuerung. Leider ist auf diesem Gebiete der wirthschaftlichen Aufklärung seit Jahren nur wenig und seit Kreutzbergs trefflicher Schrift über die böhmischen

Industriezweige fast gar Nichts gesagt worden. Es wäre im Interesse des böhmischen Industrielandes zu wünschen, wenn *sacherfahrene* Männer durch neue volkswirthschaftliche Arbeiten die Kenntniß dieses und anderer wichtiger Gebiete unserer Monarchie erweitern möchten, für welche diese Briefe in Hinblick auf das nordöstliche Böhmen nur eine Anregung zu weiteren Forschungen sein wollen. Wenn es dem Verfasser verstattet sein sollte, wird derselbe auch das nordwestliche Industriegebiet Böhmens einer Untersuchung unterziehen, und durch die erzielten Resultate das Bild der industriellen Bewegung, welches sich in dem großen Halbkreise von der westlichen zur östlichen Grenze Böhmens vor unseren Augen entrollt, zu vervollständigen versuchen. Vereinzelte Schilderungen vereinzelter wirthschaftlicher Bestrebungen reichen hier nicht aus, es müssen die Zustände in ihrer Allgemeinheit geschildert werden; denn auch die Neuerungen, auf welche die Blicke des Landes gerichtet sind, sind keine vereinzelten Verbesserungen und wären als solche auch von keiner in den allgemeinen Zustand eingreifenden Bedeutung, sondern ein Complex wirthschaftlicher Thaten, die zusammen erst das Wesen einer fruchtbringenden Reform ausmachen. Die Herstellung neuer Communicationswege, die Organisirung des Kreditwesens und die Umgestaltung der Gewerbeverhältnisse sind zwar auch vereinzelt mächtige Subventionen für eine von der höchsten Noth gedrückte Industriegegend; allein erst zu einer großen wirthschaftlichen Reform vereint, werden sie im Stande sein, den wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes jene Umgestaltung zu geben, welche Allein geeignet ist, das Uebel, an dem die Gegend krankt, mit der Wurzel auszureißen. Dieses Uebel heißt Muthlosigkeit auf dem Gebiete des industriellen Schaffens. Ihre Ursachen sind einerseits Mangel an *Kraft zum Unternehmen*, andererseits Mangel an *Freiheit im Unternehmen* und endlich Mangel an *Mitteln zur Ausführung des Unternommenen*.

All' diesen Mängeln werden die neuen Errungenschaften unseres Staates Abhilfe bringen. Die Organisation des

Kreditwesens wird dem Arbeiter die Mittel zur Unternehmung bieten, die Umgestaltung der Gewerbeverhältnisse ihm die freie ungestörte Bewegung gewähren und die neuen Schienenstraßen den Weg zu Absatzgebieten sichern, die ihm bis jetzt verschlossen waren, und so seinen Unternehmungen eine sichere Dauer gewähren. Eines ohne das Andere wäre nur eine halbe Maßregel. Erst durch das Zusammenwirken dieser drei Errungenschaften wird die Umgestaltung des industriellen Lebens im nordöstlichen Böhmen eine vollständige und von den wohlthätigsten Folgen begleitete sein. Die Einförmigkeit der Beschäftigung, die jetzt so ertödtend auf die Geschicklichkeit und Geistesfähigkeit des nordböhmischen Industriearbeiters wirkt und dem geistigen Fortschritte Thür und Thor verschließt, wird aufhören, und eine lebendige Mannigfaltigkeit der Arbeit wird die Industrie beleben, und zum Fortschreiten auf materiellem wie geistigem Gebiete anspornen. Die freie Concurrenz wird den Bildungsdrang erwirken und zur Schule — der unentbehrlichsten Grundlage eines Gewerbes — drängen, die zünftigen Vereinigungen werden sich lösen und die Association, die geistige Verbrüderung wird an ihre Stelle treten und die neuen Communicationswege werden die völle Ausnutzung jenes Schatzes ermöglichen, der in der Hand des nordböhmischen Industriellen begraben liegt, — wir meinen die Arbeit, — sie werden den Producten den Weg zum Weltmarkte erleichtern und dem Arbeiter die nöthigen Arbeits- und Lebensmittel schneller und wohlfeiler zuführen. Der Nothstand wird vor den Fortschritten der Industrie, deren Culminationspunkt das Durchgreifen der Maschinenwirthschaft bildet, schwinden, und der Wohlstand wird in seinem Gefolge als willkommener Gast in's Land ziehn.

5475r.

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

27[illegible]347

JAN 2[illegible]70 H